1,20 DM/Band 157

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Zirkus Luzifer

von Jason Dark

Belgien/Luxemb. F 20 Frankr. F 2,40 Italien L 500 Niederl. f 1,50 Österr. S 9,- Schweden kr 2,50 i.m. Spanien P 30 Schweiz Fr 1,50



Zirkus Luzifer

Gespenster Krimi Nr. 157

von Jason Dark

erschienen am 14.09.1976

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Zirkus Luzifer

»Grauen, Entsetzen – Angst! Sie werden alles erleben, Ladies and Gentlemen. Nichts ist uns schaurig genug. Die Geheimnisse der Hölle warten auf Sie. Werwölfe lauern auf ihre Opfer. Vampire schleichen durch die Nacht, gieren nach dem frischen Blut junger Mädchen. Alpträume werden Wirklichkeit. Tote steigen aus ihren Gräbern. Lassen Sie sich entführen in geheimnisvolle uralte Grüfte, und geben Sie dem Sensenmann persönlich die Hand! Sie meinen, das wäre übertrieben? Dann überzeugen Sie sich vom Gegenteil. Kommen Sie zu uns! Kommen Sie in den Zirkus LUZIFER!«

Mit bebenden Gliedern preßte sich Cora Bendix gegen die rissige Wand des Wohnwagens. Aus weit aufgerissenen Augen starrte das hübsche schwarzhaarige Mädchen in die Dunkelheit, die sich zwischen den einzelnen Wohnwagen ballte.

Drüben – vom Zelt her – kämpfte eine schwache Lichtglocke vergeblich gegen die Finsternis an. Der helle Schein kam von der Leuchtschrift, die über dem Tor bogenförmig angeordnet war. Ab und zu drang ein schriller Musikfetzen an Coras Ohren und hin und wieder das hysterische Schreien eines übernervösen Zuschauers. Eine Geräuschkulisse, die Cora schon seit Monaten kannte – ihr aber immer wieder einen neuen Schauer über den Rücken jagte.

Zirkus Luzifer! Wie oft hatte sie diesen Namen schon verflucht. Ja, es war tatsächlich ein Teufelszirkus, in dem der Satan persönlich Regie führte. Und wer sich nicht unterordnen wollte, war verloren, starb einen grauenvollen Tod.

Aber Cora wollte sich gegen den Terror auflehnen. Lange hatte sie überlegt, hatte in den Nächten nicht geschlafen, sich mit Fluchtgedanken gequält, Zweifel aus dem Weg geräumt und war dann schließlich zu einem Entschluß gekommen.

In dieser finsteren Nacht wollte sie es versuchen.

Cora trug noch immer ihr knappes einteiliges Kostüm. Sie hatte sich nicht getraut, zurück in ihren Wagen zu laufen, um sich umzuziehen. So wie sie war wollte sie verschwinden. Sie wollte diesen höllischen Kreis aus Angst, Grauen und Tod hinter sich lassen. Aber ob ihr das jemals gelingen würde, war mehr als fraglich. Der Mandarin hatte seine Spitzel und Häscher überall.

Cora preßte die Lippen zusammen, als sie an diesen Namen dachte. Der Mandarin war für sie der Inbegriff des Bösen. Verschlagen, tückisch, grausam.

Niemand kannte seinen richtigen Namen, seine Herkunft – und sein Gesicht. Er verbarg es stets hinter einer roten seidenen Halbmaske. Und doch war er der Herrscher des Zirkus. Was er sagte, wurde getan. Dafür sorgte schon Andrax, sein Stellvertreter. Andrax war der einzige, den der Mandarin näher kannte.

Tagsüber hielt sich der Dämon mit der Seidenmaske, wie der Mandarin auch genannt wurde, versteckt. Doch nachts sah man seine Gestalt zwischen den Wohnwagen umhergeistern. Und wehe dem, dessen Wagen er betrat…

Gerüchte kursierten. Der Mandarin wäre ein Vampir, ein Abgesandter der Hölle oder ein Dämon.

Noch hatte er sich der hübschen Cora Bendix nicht genähert. Aber was nicht war, konnte noch werden, und Cora wollte das Schicksal gar nicht erst herausfordern.

Coras Atem hatte sich wieder beruhigt. Das Mädchen war etwas zu

schnell gelaufen. Sie wollte noch das Ende der Vorstellung abwarten. Wenn die Leute aus dem Zelt strömten, würde es ihr vielleicht gelingen, ungesehen zu entkommen.

Cora lauschte in die Dunkelheit, und als sie kein verdächtiges Geräusch hörte, verließ sie die Deckung des Wohnwagens. Ihre engen Stoffschuhe versanken im Schlamm. Es hatte erst in der vergangenen Nacht geregnet, und tagsüber war es auch ziemlich kühl gewesen. Zu kühl für Mitte Mai.

In keinem der Wohnwagen brannte Licht. Eine bedrückende Stille lag über dem Platz. Wasserpfützen glänzten. Cora paßte einmal nicht auf und versank bis zu den Knöcheln in einer Lache. Das Wasser näßte ihre enge Strumpfhose durch und bildete einen schmierigen Film um ihren linken Knöchel.

Cora war die Partnerin eines Messerwerfers. Das war jedesmal ein besonderes Schauspiel. Cora wurde auf eine rotierende Scheibe gebunden, und Lui Latero warf die höllisch scharfen Dolche. Er war ein Meister seines Fachs, doch der Clou bestand darin, daß er die Messer nicht neben Cora in die Scheibe warf, sondern genau auf sie zu.

Bei dieser Szene überlief die Zuschauer das kalte Entsetzen, doch Cora war nicht ein einziges Mal verletzt worden. Die Messer drehten jeweils wenige Millimeter vor ihrem Körper ab und wuchteten in die Scheibe.

Cora hatte Lui Latero einmal nach dem Trick gefragt, doch keine Antwort bekommen. Für sie ging das nicht mit rechten Dingen zu, wie auch einige andere Zirkusnummern.

Cora Bendix lief quer über den Platz. Sie wollte das Zelt umrunden, um an den Eingang zu gelangen.

Der Schatten eines Traktors tauchte vor ihr auf. Der Wagen war mit einer Plane abgedeckt. Cora spielte schon mit dem Gedanken, sich unter der Plane zu verstecken, als sie plötzlich ein Geräusch hörte.

Schritte…? Cora Bendix lauschte mit offenem Mund.

Ja, sie hörte sie ganz deutlich. Jemand näherte sich ihrem Standort.

Aber wer? Angst kroch in dem Mädchen hoch. Vergeblich versuchte Cora ein Zittern ihrer Glieder zu unterdrücken. Die Angst war einfach stärker.

Diese Unentschlossenheit wurde Cora Bendix zum Verhängnis.

Als sie endlich losrennen wollte, war es zu spät.

Der Unbekannte war plötzlich hinter ihr. Ein bärenstarker Arm umfaßte Coras Leib, riß das Mädchen zurück, und dann spürte es die scharfe Klinge eines Messers an ihrer Kehle…

***

Starr vor Angst hing Cora Bendix in den Armen des Unbekannten.

Und doch arbeitete ihr Gehirn in diesen schrecklichen Sekunden auf Hochtouren, suchte nach einer glaubhaften Ausrede.

»Wenn du auch nur einen Laut von dir gibst, schneide ich dir die Kehle durch«, flüsterte eine rauhe Männerstimme.

Cora gab es einen Stich. Sie kannte die Stimme nur zu gut. Sie gehörte Lui Latero, dem Messerwerfer. Und Cora wußte auch, daß Latero ein treuer Diener des Mandarin war.

Ihre Chancen zerrannen wie Butter in der Sonne.

Das Messer verschwand. Cora sah die Klinge noch kurz aufblitzen, und dann bekam sie einen harten Schlag in den Rücken, der sie gegen den Traktor warf.

Cora konnte sich nicht schnell genug abstützen und prallte mit dem Kinn gegen einen vorspringenden Gegenstand. Der Schmerz fuhr ihr bis in den letzten Gehirnwinkel. Noch im gleichen Atemzug spürte sie eine harte Hand auf ihrer Schulter, die sie zurückriß.

Aus einer Handbreit Entfernung starrten sich Cora Bendix und Lui Latero in die Augen.

Der Blick des Messerwerfers war von tödlicher Kälte. Latero trug noch immer sein Kostüm. Nur den breitkrempigen Stetson hatte er abgenommen. Das ölig glänzende, schwarze Haar fiel ihm bis in den Nacken.

»Bist du mir nicht eine Erklärung schuldig?« fragte Latero gefährlich leise. »Aber ich rate dir gut. Laß dir ja die Wahrheit einfallen, sonst prallt kein Messer mehr ab.«

Der Messerwerfer hatte Coras Handgelenke gepackt und drückte sie zusammen.

»Ich warte!« zischte er.

Cora zog pfeifend den Atem ein. »Ich – ich wollte ein wenig frische Luft schnappen«, sagte sie. »Mir war es nicht besonders.«

»Wirklich nur Luft schnappen?« höhnte Latero und drückte zu.

Cora Bendix stöhnte auf und ging in die Knie.

Wie aus unendlicher Ferne vernahm sie die Beifallsovationen aus dem Zelt. Sie wußte, daß die Vorstellung jetzt beendet war. In wenigen Minuten würden die Menschen aus dem Eingang strömen. Und sie hatte vorgehabt, mit ihnen zu laufen und…

Coras Gedankenkette zerbrach. »Du wolltest abhauen, wie?« zerschnitt die kalte Stimme des Messerwerfers sie Stille.

»Ich – ich…«

»Ja oder nein?« Latero drückte wieder fester zu.

»Ja!« schrie Cora Bendix. »Ja, ich wollte weglaufen. Ich wollte nicht mehr…« Ein Tränenstrom erstickte ihre weiteren Worte.

»Ich hatte es mir doch gedacht!« Latero lachte und riß Cora Bendix hoch. »Dein Benehmen war in den letzten Tagen schon recht seltsam. Wie gut, daß ich dich nie aus den Augen gelassen habe. Na, der

Mandarin wird sich freuen.«

Cora hörte jetzt Stimmen und Gelächter. Die übrigen Mitglieder der Zirkustruppe verließen das Zelt und strebten auf ihre Wohnwagen zu. Lichter flammten auf, zerschnitten mit ihren hellen Inseln die Finsternis.

»Los, geh!« kommandierte der Messerwerfer. »Aber denke daran, daß ich immer hinter dir bin.«

Cora versuchte es ein letztes Mal. »Bitte, Lui«, flüsterte sie. »Bitte, laß mich gehen. Ich werde nichts sagen, ich verspreche es dir.«

»Halt dein Maul. Wir gehen beide. Aber zum großen Mandarin. Was meinst du, wie er sich freuen wird. Bestimmt gibt er dir heute noch eine Galaschau. Und jetzt vorwärts.«

Lui Latero packte das Mädchen kurzerhand an den langen schwarzen Haaren und stieß sie mit der anderen Hand ins Kreuz.

Latero war voller sadistischer Vorfreude auf das, was gleich noch folgen würde…

***

Im Innern des Zeltes war es stockdunkel.

Als Lui Latero die Plane zur Seite schob, kam es Cora Bendix vor, als würde sie geradewegs in den Schlund der Hölle gehen. Sie zögerte.

Lateros Stoß in den Rücken warf sie vor, und einen Atemzug später wurde sie von der Dunkelheit verschluckt.

Lui Latero zog die Klappe des Seiteneingangs wieder zu. Jetzt war Cora endgültig gefangen. Gefangen in einem Grab, das sich Manege nannte und noch vor einer halben Stunde mit Zuschauern gefüllt war.

Hinter Cora knirschten die Schritte des Messerwerfers im Sand.

»Geh weiter, Süße«, flüsterte Latero, »bis in die Mitte der Manege. Du kennst dich ja hier aus, auch im Dunkeln.«

Cora gehorchte. Ihre Knie zitterten. Eine fürchterliche Angst hielt sie gepackt. Angst vor der Bestrafung des Mandarins, denn diese Bestie kannte keine Gnade!

»Wir sind da!« Lateros Stimme schallte durch das Rund der Manege.

Das Echo der Worte lag noch in der Luft, da flammte ein großer Scheinwerfer auf. Er stand auf der Galerie. Der breite Lichtstrahl zerschnitt die Dunkelheit und übergoß den Körper des Mädchens mit seiner grellen Lichtfülle.

Geblendet schloß Cora die Augen. In einer plötzlichen Eingebung versuchte sie den Lichtkegel zu verlassen, doch schon nach dem ersten Schritt stoppte sie eine harte Männerstimme.

»Bleib stehen!« Cora zuckte zurück. Die Stimme gehörte Andrax. Sie wurde durch einen Lautsprecher verstärkt und klang blechern und unheimlich.

Andrax mußte irgendwo in der Dunkelheit der Zuschauerränge

lauern.

Ein zweiter Lichtspeer flammte auf, kreuzte den ersten und blieb auf der runden Scheibe haften, auf die Cora bei ihrem Auftritt festgeschnallt wurde.

Die Scheibe war mit blutrotem Samt bespannt. Es gab Lederschlaufen für Hand- und Fußgelenke. Sie waren jeweils diagonal zueinander angebracht, so daß der Körper mit gespreizten Armen und Beinen an der Scheibe hing.

Die Scheibe selbst stand auf einem schmalen Holzpodium, in das ein Elektromotor eingebaut war, der sie zur Rotation brachte.

Cora ahnte, was man mit ihr vorhatte, und sie fühlte, wie sich ihre Nackenhaare sträubten.

Doch dann wurde sie abgelenkt, denn ein dritter Scheinwerferstrahl durchbrach das Dunkel.

Er war exakt auf den Mandarin gerichtet!

Der Mandarin saß auf einer Empore über den Zuschauerrängen. Er hockte dort auf seinem hochlehnigen Thron wie ein Geist aus einer anderen fremden Welt.

Eine rote Halbmaske verdeckte die obere Hälfte seines Gesichts. Der giftgrüne, dreiviertellange Umhang war weit geschnitten und besaß einen hochstehenden, bis zum Kinn reichenden Kragen. Auf der Brust des Umhangs befand sich ein weißer Kreis, der mit einem roten M ausgefüllt war.

M – wie Mandarin! Die Beine des Mandarins steckten in halbhohen dunklen Stiefeln. Der Mann wirkte im ersten Augenblick wie eine lächerliche Comicfigur, doch wer den Mandarin näher kannte, spürte die Aura des Bösen, die von ihm ausging.

Cora Bendix konnte den Unheimlichen nicht sehen, zu sehr wurde sie von den Scheinwerfern geblendet.

Und da erscholl auch schon seine Stimme. Kalt, grausam und herrisch. »Du wolltest fort, Cora Bendix?« Cora nickte. »Ich will eine Antwort!«

»Ja, ich wollte weg!« Cora hatte beschlossen, bei der Wahrheit zu bleiben. Vielleicht hatte sie dann noch eine kleine Chance.

»Wohin wolltest du?«

»Ich – ich weiß nicht!«

»Du lügst. Bestimmt wolltest du zur Polizei gehen!«

»Nein! Nein!« Cora schrie die Worte heraus und schüttelte wild den Kopf. »Ich – ich wollte nur irgendwo anders leben. Nicht mehr hier. Bitte, lassen Sie mich doch gehen. Ich werde keinem Menschen verraten, was ich in diesem Zirkus erlebt habe.«

Der Mandarin lachte. »Was hast du denn erlebt?«

»Ich – ich…« Cora begann zu stottern.

»Hat sie etwas mitbekommen, Andrax?« peitschte die Stimme des

Mandarins.

»Ich weiß es nicht, Meister!« Die Antwort kam irgendwo aus der Dunkelheit der Ränge.

»Nun gut«, sagte der Mandarin. »Wir müssen auf Nummer sicher gehen. Ich werde dich nicht in meinen Kreis mit aufnehmen, Cora Bendix. Du bist tief in deinem Innern gegen mich, bist mein Feind. Und Feinde rotte ich aus. Gnadenlos!«

Der Mandarin klatschte in die Hände. »Spann sie auf das Rad, Lui!«

Cora hatte den Befehl zwar gehört, aber nicht gedanklich erfaßt. Erst als sich die muskulösen Arme des Messerwerfers um ihren Körper spannten, begann sie zu schreien.

Verzweifelt strampelte sie mit den Beinen, stieß ihre angewinkelten Arme nach hinten, um Latero die Ellenbogen in den Körper zu rammen.

Der Messerwerfer hob Cora kurzerhand hoch, warf sie zu Boden und schlug mit der Handkante zu.

Cora Bendix' Körper wurde schlaff. Es war ein genau dosierter Schlag gewesen, und das Mädchen erwachte, als es bereits gefesselt an dem Rad hing.

Lui Latero stand zwei Schritte vor ihr. In der Hand hielt er seinen Gurt mit den blitzenden Messern.

Sieben Klingen waren es insgesamt! Sie steckten in breiten festen Lederscheiden, die unterhalb des Gurtes angebracht worden waren. Die mit Perlmuttschalen verzierten Knäufe schauten hervor.

Latero lächelte satanisch. Seine eng stehenden Augen hatten sich zu schmalen Sicheln verengt. Man sah ihm die teuflische Vorfreude auf die »Bestrafung« an.

Aber noch hatte Cora Bendix eine Galgenfrist.

Der Mandarin ergriff wieder das Wort. »Es ist ja dein Auftritt gewesen, Cora Bendix«, sagte er. »Und es wird auch dein letzter sein. Nur habe ich sonst die Messer durch meine magischen Kräfte an dir vorbeigelenkt. Aber diesmal mußt du dich völlig auf Lui Latero verlassen. Er ist ein geübter Messerwerfer, doch es kann auch sein, daß ihm ein Fehler unterläuft. Wir werden es abwarten. Fang an, Latero!«

Die Stimme des Mandarins troff vor Hohn.

Cora Bendix fühlte in diesen Augenblicken eine nie gekannte Leere in sich. Sie wunderte sich, daß sie nicht einmal Todesangst gepackt hielt. Sie hatte schon mit Menschen gesprochen, die dem Sensenmann im letzten Augenblick von der Schippe gesprungen waren und von einer großen Angst berichtet hatten. Aber bei ihr war alles anders. Seltsam…

Lui Latero legte sich den Ledergürtel um die Hüften, ging an der gefesselten Cora vorbei und betätigte einen hinter dem Rad liegenden

Schalter.

Das Rad begann sich zu drehen. Erst langsam, dann aber immer schneller.

Cora Bendix wurde zu einem rotierenden Schatten. Wie bei jedem Auftritt hatte sie das Gefühl zu schweben, von unbekannten Kräften fortgetragen zu werden.

Etwa zehn Schritte vor dem Rad nahm Lui Latero Aufstellung. Er stellte sich breitbeinig hin und knickte etwas in den Knien ein.

Dann griff er nach dem ersten Messer! Prüfend wog er es in der Hand, verengte seine Augen Hart traten die Wangenmuskeln hervor.

Aus dem Handgelenk schleuderte Latero das erste Messer.

Die Klinge wirbelte durch die Luft, drehte sich um die eigene Achse und blieb dicht neben Coras linker Hüfte stecken.

Das zweite Messer! Es fetzte neben Coras rechter Hüfte in das Holz.

Innerhalb von Sekunden warf Lui Latero sechs Messer. Sie rahmten Cora Bendix ein, waren nicht einmal fingerbreit von ihrem Körper entfernt in das Holz gedrungen.

Noch ein Messer hielt Latero in der Hand.

»Stell die Scheibe ab!« dröhnte die Stimme des Mandarins durch die Zirkusarena.

Lui Latero gehorchte. Langsam kam das Rad zur Ruhe, pendelte aus und blieb so stehen, daß Cora Bendix ihrem Mörder in die Augen blicken konnte.

Latero ging wieder zurück. Die Spannung im Rund des Zirkuszeltes schien mit den Händen greifbar zu sein.

Latero hatte kleine Schweißperlen auf der Stirn. Es war sein erster Mord, er schreckte instinktiv davor zurück. Er wußte aber auch, daß es um ihn geschehen war, wenn er nicht genau das tat, was der Mandarin verlangte.

Latero hob den Arm mit dem Messer. Er sah den schlanken Mädchenkörper vor sich, eingerahmt von sechs Klingen. Coras Augen schienen ihn durchbohren zu wollen. Er meinte, die Todesangst darin lesen zu können.

Mit dem Rücken der linken Hand wischte sich Latero den Schweiß aus der Stirn.

Nur keinen Fehlwurf… Latero schleuderte die Klinge. Blitzend fegte sie durch die Luft, und im Bruchteil von einer Sekunde geschah das Unfaßbare.

Die Messerklinge wurde zu einem Flammenbündel. Und sie traf haargenau ins Ziel.

Latero kniff die Augen zusammen und preßte sich seine Hände gegen die Ohren.

Er wollte und konnte den Schrei des Mädchens nicht hören, der jedoch von dem gellenden teuflischen Gelächter des Mandarins

übertönt wurde.
Cora Bendix starb. Und wieder einmal erlebte der Mandarin einen Triumph…

***

Lui Latero wußte nicht, wie lange er unbeweglich auf einem Fleck gestanden hatte. Der Scheinwerfer, der die Scheibe anstrahlte, war verloschen.
Seit dem Tod des Mädchens waren nicht einmal fünf Sekunden vergangen.
Fünf Sekunden, die jedoch im weiteren Verlauf des Falls eine große Rolle spielen sollten.
»Hol sie von der Scheibe, Lui!« befahl der Mandarin. »Und dann steck sie in einen Sack und wirf sie in…«
Weiter kam der Unheimliche nicht. Ein gellender panischer Schrei hallte durch das Zelt, überschlug sich und erstarb jäh.
Jetzt war sogar der Mandarin geschockt!
Sein Kopf ruckte herum. Der Schrei war von einer Frau ausgestoßen worden. Sie mußte an dem kleinen Seiteneingang stehen, durch den auch Latero und Cora Bendix gekommen waren.
»Andrax! Latero! Packt sie!« brüllte der Mandarin. »Und dann bringt sie her! Sie darf nicht entkommen! Sie hat zuviel gesehen!«
Andrax und Latero rannten los. Andrax jagte oben von der Galerie durch einen engen Zuschauergang. Lui Latero rannte direkt auf den Seitenausgang zu.
Wer die unbekannte Zeugin auch war, sie durfte den nächsten Morgen nicht erleben.

***

Terry Bendix hatte gezittert und gebebt wie all die anderen Zuschauer auch. Sie hatte die blitzenden, höllisch gefährlichen Klingen durch die Luft zischen sehen und bei jedem Wurf die Augen geschlossen.
Dann war die atemlose beklemmende Stille einem ohrenbetäubenden Beifallsorkan gewichen. Genau wie die anderen Zuschauer war Terry Bendix von ihrem Platz gesprungen und hatte sich die Hände fast blutig geklatscht.
Der Auftritt ihrer Schwester Cora und deren Partner gehörte wirklich zu den absoluten Höhepunkten des Programms. Und die durch Fernsehen und Film nicht gerade sensationsarmen Zuschauer forderten stürmisch eine Zugabe.
Doch das Paar verschwand. Terry Bendix stieß prustend den Atem aus.
Sie und Cora waren Schwestern. Halbschwestern, um korrekt zu sein. Terry war die ältere, Cora hatte die Mutter mit in die Ehe gebracht.

Die beiden Geschwister hatten sich trotz des Altersunterschiedes von zehn Jahren immer verstanden. Terry hatte stets auf Cora aufgepaßt, und auch wenn die Mutter da war, hatte sie sich um die »Kleine« gekümmert. Die Mädchen waren älter geworden, und die Interessen liefen zwangsläufig auseinander.

Dann kam der Tag, an dem Cora siebzehn Jahre alt geworden war. Von diesem Zeitpunkt an war sie verschwunden. Einfach von zu Hause weggelaufen, ohne eine Angabe von Gründen.

Die Mutter hatte die Polizei eingeschaltet, doch auch sie hatte keine Spur von Cora entdeckt. Man tippte sogar auf ein Verbrechen, dem Cora Bendix zum Opfer gefallen sein konnte. Im Laufe der Zeit wurde Cora jedoch vergessen, und als vor einem Jahr ihre Mutter starb, stand Terry allein da.

Nun, sie war eine Frau, die das Leben nicht umwarf. Terry hatte sich schon immer durchsetzen können und vor keinen Schwierigkeiten kapituliert.

Und vor drei Tagen hatte Terry Bendix den Namen ihrer Schwester auf einem Plakat des Zirkus Luzifer gelesen. Terry hatte sofort gehandelt und sich eine Karte für die Eröffnungsvorstellung besorgt. Sie hatte eigentlich vorgehabt, schon vorher mit Cora in Verbindung zu treten, doch berufliche Gründe hatten sie davon abgehalten. Schließlich war sie mit dem Vorsatz in die Vorstellung gegangen, Cora danach zu treffen.

Aufatmend ließ sich Terry Bendix nach dem gelungenen Auftritt ihrer Schwester wieder auf den Sitz zurückfallen. Sie strich sich den hellgrünen, modisch langen Rock über die Knie und tupfte sich mit einem Papiertaschentuch die Stirn ab.

Es war heiß unter dem Zeltdach, dafür sorgten schon die zahlreichen Scheinwerfer in dem großen Rund.

Die nächsten beiden Auftritte interessierten sie nicht mehr besonders. Einmal kam ein verwachsener, nur mit einem Lendenschurz bekleideter Kerl und aß lebende Mäuse. Als Nachtisch verspeiste er dann noch ein paar Gläser. Eine ziemlich unappetitliche Sache.

Dann tauchte ein Feuerschlucker auf. Er schob die brennenden Schwerter wie Lakritzestangen in seinen Rachen und setzte sich dabei noch in ein gläsernes Terrarium mit armdicken langen Schlangen.

Anschließend nahmen sämtliche Künstler noch die Parade ab, und unter den Beifallsovationen des Publikums verschwanden sie durch ein breites Tor nach draußen.

Terry nahm ihre Schultertasche und stand auf. Sie hatte einen guten, aber relativ ungünstigen Platz erwischt, saß ziemlich weit von einem der Gänge entfernt.

Es dauerte seine Zeit, bis sie sich aus der Sitzreihe geschoben hatte.

Mit kleinen Schritten – und eingekeilt in eine Menschenmenge –

strebte sie einem der zahlreichen kleinen Ausgänge zu. Stimmengewirr umbrandete sie. Die Zuschauer hatten die Sensationen noch längst nicht verdaut. Immer wieder wurden die schaurigen Ereignisse im Zirkus Luzifer besprochen.

Draußen atmete Terry die frische Nachtluft in die Lungen. Es war schon dreiundzwanzig Uhr, und sie mußte sich beeilen, wenn sie Cora noch sprechen wollte.

Terry umrundete das Zelt. Es kam ihr riesig vor, da sie darauf acht geben mußte, nicht über Schnüre oder herumliegende Balken und Bretter zu stolpern.

Terry wunderte sich, daß ihr kaum ein Mensch begegnete. Die Zuschauer strömten alle in eine andere Richtung. Meistens zu den Parkplätzen oder zur nächsten Bushaltestelle.

Aber hier – im Bereich der Wohnwagen – schien Terry in einer anderen Welt gelandet zu sein.

Alles war dunkel, finster – unheimlich. Terry fröstelte. Vor ihren Augen sah sie die Schatten der Wohnwagen aufwachsen. Sie konnte auch die Scheiben erkennen, doch hinter keinem der Fenster brannte Licht.

Merkwürdig… Terry Bendix sucht nach einer Person, sie nach Cora hätte fragen können, aber nicht einmal ein Hund strich an ihren Beinen vorbei.

Alles wirkte tot, ausgestorben. Terry beschloß kurzerhand, ihr Glück am nächsten Tag noch einmal zu versuchen.

Sie wollte gerade wieder den Rückweg antreten, als sie den Lichtschein sah.

Wie ein schmaler heller Balken drang er unter der Zeltplane hervor und verlor sich in der Dunkelheit.

Licht im Zelt? Terry überlegte. Mit den Zähnen nagte sie auf der Unterlippe. Dort war vielleicht jemand, den sie nach Cora fragen konnte.

Terry hörte Stimmen! konnte aber kein Wort verstehen.

Sie bückte sich und huschte in das Zelt.

In den ersten Augenblicken sah sie Scheinwerfer sich suchend um. Nur drei brannten, warfen ihre langen Lichtspeere auf drei verschiedene Punkte.

Und dann stockte Terry der Atem. Sie sah ihre Schwester! Auf der Scheibe festgebunden. Und Coras Partner warf seine Messer.

Terry hatte nur Augen für dieses Bild. Ihre Gedanken überstürzten sich. Was sollte das bedeuten? Eine Probe? Aber jetzt mitten in der Nacht?

Kaum vorstellbar. Der Mann hielt nur noch ein Messer in der Hand. Er zögerte etwas mit dem Wurf, und dann schleuderte er die Klinge hoch.

Terry Bendix erlebte den schrecklichen Tod ihrer Schwester mit, als würde ein Zeitlupenfilm vor ihrem Auge ablaufen. Sie konnte das Grauen nicht fassen, stand auf dem Fleck und hatte die Fingernägel in die Handballen gegraben.

Doch dann war es mit ihrer Beherrschung vorbei. Ein gellender, überkippender Schrei löste sich aus ihrer Kehle. Ein Schrei, der durch das Zelt hallte und als schauriges Echo zurückgeworfen wurde.

Trotz des Entsetzens, das Terry gepackt hielt, war in ihrem Hirn noch ein Fünkchen Logik vorhanden. Und das sagte ihr: Du mußt weg hier!

Terry warf sich auf dem Absatz herum. Und sie rannte. Rannte wie noch nie in ihrem Leben.

Hinter ihr gellten Schreie auf. Der Mandarin gab seine scharfen Befehle. Verfolger setzten sich auf die Fährte der unfreiwilligen Zeugin.

Terry hatte die modischen hochhackigen Schuhe fortgeschleudert. Auf Strümpfen hetzte sie durch den Schlamm, riß sich an einem scharfen Gegenstand den rechten Ärmel ihres Pullovers auf. Sie spürte zwar den Schmerz, achtete aber nicht darauf sondern rannte weiter.

Hinter ihrem Rücken hörte sie die Stimmen der Verfolger. Jetzt flackerte auch in einigen Wohnwagen Licht auf. Bald würde sich eine ganze Meute auf ihre Fersen setzen.

Zum Glück hatte sich Terry den Weg gemerkt, den sie gekommen war. Trotz ihrer Panik fand sie zurück zum Haupteingang. Jetzt mußte sie die Richtung zu den Parkplätzen einschlagen, wo auch ihr Wagen – ein zwei Jahre alter Fiat 124 – stand.

Beinahe verloren stand er auf der riesigen Wiese.

Terrys Herz hämmerte schmerzhaft gegen die Rippen. Ihr Atem flog. Viel länger hätte sie auch nicht laufen können.

Sie riß sich die Tasche von der Schulter und wühlte nach ihrem Autoschlüssel.

Terry Bendix hatte soviel Schwung, daß sie nicht rechtzeitig stoppen konnte und gegen den Wagen prallte. Aber das war ihr jetzt egal. Endlich hatten ihre tastenden Finger den Schlüssel gefunden. Ihre Hände zitterten, als sie versuchte, das Schloß aufzuschließen.

Da erwischte sie der Strahl einer Taschenlampe.

Terry schrie unwillkürlich auf und zog den Kopf ein. Gleichzeitig riß sie die Tür auf.

»Wir haben sie!« gellte eine Stimme. Terry warf sich in den Wagen, verriegelte die Tür, schob den Schlüssel ins Zündschloß, drehte ihn herum.

Der Anlasser orgelte. Herr Gott, laß mich jetzt nicht im Stich! Betete Terry mit zitternden Lippen.

Schon sah sie die ersten Gestalten. Es waren furchterregende Geschöpfe. Mutationen, die im Zirkus auftraten.

Terry erkannte den Verwachsenen, der die lebenden Mäuse gegessen hatte.

Da sprang der Motor an. Terry fiel eine Zentnerlast vom Herzen. Sie jagte den ersten Gang ins Getriebe, gab Gas.

Klauenhände krallten sich an dem Fiat fest, versuchten ihn zurückzuhalten.

Die Räder wühlten im Dreck, warfen Rasen und Erde hoch.

Gräßliche Fratzen tanzten vor der Frontscheibe, eine Faust hämmerte gegen das Rückfenster.

Der Fiat schleuderte. Terrys Hände umkrampften das Lenkrad. Hart und weiß traten die Knöchel hervor.

Der Wagen ließ sie nicht im Stich. Er machte einen gewaltigen Sprung und raste los.

Die Verfolger heulten wütend auf. Es war wie in einem Alptraum. Die Sachen klebten Terry am Körper. Ein dünner Blutfaden sickerte an ihrem Kinn entlang, so sehr hatte sich Terry auf die Unterlippe gebissen.

Die junge Frau schaltete die Scheinwerfer ein. Fernlicht!

Die beiden langen hellen Arme zerteilten die Dunkelheit. Terry sah noch einige grauenerregende Gestalten, die wütend mit den Fäusten drohten. Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß sie schon eingekreist gewesen war.

Plötzlich sprang ihr einer der Teuflischen in den Weg. Er hatte eine grüne Haut mit hervorquellenden Augen und war über und über mit einer schleimigen Flüssigkeit bedeckt.

Ein Ghoul! Aber das konnte Terry nicht wissen. Der Ghoul – der abartigste aller Dämonen – warf sich dem Wagen entgegen.

Terry sah ihn plötzlich riesengroß vor der Frontscheibe auftauchen.

»Neiiinnnn!« schrie sie, rammte den vierten Gang ins Getriebe und trat aufs Gaspedal.

Es gab einen dumpfen, kurzen Schlag. Wie vom Katapult geschleudert, flog der Ghoul durch die Luft, überschlug sich und blieb liegen.

Im gleichen Moment verlöschte auch der linke Scheinwerfer des Fiats. Er hatte den Aufprall nicht überstanden.

Terry raste auch mit nur einem funktionsfähigen Scheinwerfer weiter. Und sie hatte Glück. Der Ghoul war der letzte gewesen, der sich ihr in den Weg gestellt hatte.

Terry ging nicht vom Gas. Der Fiat jagte über die Bodenunebenheiten, wurde hochgeschleudert und die Stoßdämpfer bis zur äußersten Belastung strapaziert.

Aber sie hielten. Nach fünf Minuten Querfeldeinfahrt erreichte Terry Bendix die Straße, auf der auch der Bus fuhr.

Die Straße mündete in die London Road, die geradewegs ins Zentrum

führte.

Terry Bendix schaltete zurück, fuhr jetzt langsamer. Und erst jetzt kam der Schock. Sie merkte, daß sie am ganzen Körper anfing zu zittern und mit den Zähnen klapperte wie ein Greis.

Terry Bendix fuhr ungefähr noch eine Meile. Dann mußte sie anhalten. Sie legte ihren Kopf gegen das Lenkrad und begann zu weinen.

***

Terry Bendix bewohnte ein Dachapartement. Es war wie ein Atelier ausgebaut. Ein großer Raum diente gleichzeitig als Schaf- und Wohnzimmer. Durch eine Tür gelangte man in einen winzigen Korridor, in dem ein paar Haken als Garderobe an der Wand hingen und von dem eine Holztür zur Dusche und Toilette führte. Die Südseite des Wohnraums wurde fast ausschließlich von einem großen, schräg verlaufenden Fenster eingenommen, durch das man einen herrlichen Blick auf die Themse und die Tower Bridge hatte.

Terry Bendix erreichte ihre Wohnung fast zwei Stunden nach Mitternacht. Sie war noch ziellos kreuz und quer durch London gefahren, immer darauf achtend, verfolgt zu werden.

Aber das war nicht der Fall. Terry stellte den Fiat unter einer Laterne ab. Als sie durch das Treppenhaus schlich, zitterte sie noch immer. Ihre blutigen Füße hinterließen auf der mit Linoleum belegten Treppe rote Schlieren. Aber das kümmerte Terry nicht.

Das Haus war ein Altbau. Der Besitzer wohnte im ersten Stock und hatte nur die Dachwohnung nachträglich einbauen lassen. Meist wohnten ältere Leute im Haus, die allerdings auch sehr neugierig waren. Doch in diesen sehr frühen Morgenstunden ließ sich niemand blicken. Und das war Terry mehr als recht.

Ihre Hände zitterten, als sie die Wohnungstür aufschloß. Sie schaffte es erst beim zweiten Versuch, den Schlüssel ins Schloß zu stecken.

Sofort machte Terry Licht. In der Diele flammte die alte, von ihrer Mutter geerbte Hängelampe auf und im Wohnzimmer brannten wenig später die vier Wandleuchten.

Aufatmend ließ sich Terry in einen Sessel fallen. Neben dem Sessel stand ein kleines, mit einer Kühlung versehenes Faß. Es diente als Hausbar.

Terry Bendix gönnte sich einen französischen Cognac. Sie trank auch noch einen zweiten und betrachtete sich dann ihre Füße.

Die Fußsohlen waren dick angeschwollen und blutig. An den Schmerz hatte sich Terry inzwischen gewöhnt.

Sie stand auf, streifte sich die Kleider vom Leib, humpelte in den winzigen Duschraum und stellte sich unter die Brause.

Terry nahm mehrere Wechselbäder, frottierte sich dann ab und rieb

sich die Füße mit einer Salbe ein. Sie wollte aber trotzdem später noch einen Arzt aufsuchen.

Terry Bendix hatte inzwischen ihre Panik verdrängt. Sie begann zu überlegen. Sie hatte einen Mord gesehen, okay. Normal wäre gewesen, sofort die Polizei zu verständigen. Aber daran hatte sie in ihrer ersten Angst gar nicht gedacht. Doch hätten ihr die Beamten die Geschichte von einem brennenden Dolch überhaupt abgenommen? Unwahrscheinlich, und außerdem hatten die Mörder sicherlich schon alle Spuren verwischt.

Was also tun? Terry fiel ein Mann namens Simon Dexter ein, den sie vor kurzem auf einer Party kennengelernt hatte. Der Mann war ihr vom ersten Augenblick an sympathisch gewesen, und sie hatte sich auch schon zweimal mit ihm getroffen. Dabei hatte sie von Dexter erfahren, daß er für die Regierung arbeitete. Mehr war allerdings nicht aus ihm herauszubekommen. Terry nahm an, daß er beim Secret Service – beim Geheimdienst also beschäftigt war. Vielleicht konnte Dexter ihr helfen? Das Notizbuch mit den Adressen steckte in ihrer Handtasche. Terry blätterte es hastig durch und fand auch die Telefonnummer des Mannes. Noch zögerte sie anzurufen. Schließlich war es eine ziemlich unchristliche Zeit.

Doch hier lag ein echter Notfall vor. Terry setzte den Apparat auf ihren Schoß und wählte die Nummer.

Fünfmal tutete es, dann wurde auf der anderen Seite abgehoben. »Dexter«, meldete sich eine rauhe, verschlafene Stimme.

»Simon, ich bin’s, Terry. Du, entschuldige, daß ich dich um diese Zeit anrufe, aber mir ist da etwas Schreckliches passiert.«

Dexter brummte nur und fragte: »Hatte das nicht Zeit bis später?«

»Nein, Simon.« Terry biß sich auf die Lippe. »Bitte, hör mir einen Augenblick zu. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

»Okay, Baby, schieß mal los.« Terry hörte, wie sich Dexter in den Kissen räkelte.

Die junge Frau begann mit ihrem Bericht. Sie sprach hastig und mußte sich ein paarmal wiederholen. Schließlich – es waren einige Minuten vergangen – fragte sie: »Was hältst du nun von der Sache, Simon?«

Dexter sagte erst einmal nichts. Dann kam seine vorsichtige Stimme: »Sag mal, Baby, hast du schlecht geschlafen oder warst du in einem Horrorfilm?«

»Nein, Simon. Du kennst mich doch, ich stehe mit beiden Beinen auf der Erde. Ich bin auch nicht betrunken, wenn du das vielleicht meinst. Aber alles hat sich tatsächlich so abgespielt, wie ich es dir erzählt habe.«

»Nun gut, nehmen wir mal an, es stimmt. Aber wie soll ich dir dabei helfen?«

»Ich dachte, wir – wir könnten zusammen…«

»Was du auch vorhast, Baby, es geht nicht. Ich fliege in einigen Stunden dienstlich nach Teheran, und ich kann auf keinen Fall etwas für dich tun.«

»Dann entschuldige«, sagte Terry mit trauriger Stimme.

Vielleicht war es gerade diese Antwort, die in Simon Dexter so etwas wie Mitleid weckte, denn er sagte: »Einen Rat kann ich dir noch geben, Terry. Es ist klar, du hast einen Fehler gemacht, daran geht kein Weg vorbei. Aber es gibt beim Yard einen Mann, der sich für solche Sachen, wie du sie angeblich erlebt hast, interessiert. Er ist Oberinspektor und heißt John Sinclair. Hast du verstanden?«

»Ja, Simon.«

»So, und dann laß mich jetzt schlafen. Ich melde mich mal irgendwann wieder.«

Mit diesen Worten hängte Simon Dexter ein.

Auch Terry Bendix legte den Hörer auf die Gabel. Sie riß einen Zettel aus ihrem Notizbuch und schrieb in großen Buchstaben einen Namen auf das Blatt.

JOHN SINCLAIR. Gleich morgen, beziehungsweise heute, wollte sie den Mann aufsuchen. Hoffentlich verstand er sie besser.

Terry Bendix ahnte nicht, daß sie mit ihrem Entschluß einen Stein ins Rollen gebracht hatte, der eine ganze Lawine in Gang setzen sollte…

***

Der Mandarin hatte seine Meute um sich versammelt. Es waren gräßliche Gestalten, Alptraumgeschöpfe aus der finsteren Hölle. Der Mandarin – selbst ein Ausgestoßener – hatte die Verdammten und Verstoßenen unter seine Fittiche genommen. Er hatte sie aus aller Welt zusammengeholt, wo sie sich vor Menschen und Dämonen verkrochen hatten.

Die meisten hatten als Einzelwesen dahinvegetiert. Sie hatten sich irgendwann in ihrem unseligen Dasein etwas zuschulden kommen lassen, und die Strafe der Hölle war brutal und gnadenlos. Jeder Dämon hatte das Recht, sie zu töten, wenn er einen von ihnen entdeckte, und viele waren schon Opfer ihrer früheren Freunde geworden.

Manche waren auch in die Hände von Menschen geraten, die sie dann einem sensationslüsternem Publikum auf Jahrmärkten zur Schau stellten. Und auf diesen Jahrmärkten hatte der Mandarin auch seinen treuen Stamm gefunden.

Als einzelne bedeuteten die Ausgestoßenen nichts. Doch gemeinsam stellten sie eine tödliche Gefahr dar, vor allem dann, wenn ein Mann wie der Mandarin ihnen die Befehle gab.

Natürlich hatte er nicht nur Dämonen um sich gesammelt. Nein, auch normale Menschen waren in seine Abhängigkeit geraten, wie Lui Latero, oder Andrax, sein Stellvertreter.

Zirkus Luzifer! Das sollte die Basis für seinen Erfolg werden. Die Menschen würden kommen, zu Hunderten würden sie zu den Vorstellungen strömen, und dann konnte er sie mit seinen dämonischen Fähigkeiten zu seinen Sklaven machen.

Am heutigen Abend hatte er seine Generalprobe gehabt und seine schwarzen Künste noch nicht eingesetzt. Aber morgen schon, wenn die Vorstellung ausverkauft war – gab es kein Pardon mehr. Dann würde die Besucher der Bannstrahl des Dämons treffen und sie willenlos machen. Ein Chaos bahnte sich an…

Doch im Augenblick dachte der Mandarin gar nicht daran. Er hatte andere Sorgen. Seine Häscher hatten versagt. Die Zeugin war entkommen!

In demütiger Haltung standen Lui Latero und Andrax vor ihm. Angst zeichnete die Gesichter der beiden Männer. Die anderen Dämonen hielten sich im Hintergrund. Unter ihnen befanden sich auch zwei Mädchen, rassig und schön, aber mit den nadelspitzen Zähnen von Vampiren ausgestattet.

Der Mandarin fletschte die Zähne. »Wie war es möglich, daß euch diese Frau entkommen konnte?« fragte er gefährlich leise.

Andrax gab die Antwort. »Sie hatte einen Wagen auf dem Parkplatz geparkt. Wir hätten sie auch fast gekriegt, aber dann war sie doch eben schneller.«

Der Mandarin lachte böse. »Und ihren Namen wißt ihr auch nicht?«

»Nein!« Nur mit Mühe konnte sich der Mandarin beherrschen. Sein gesamter Plan konnte durcheinandergeraten. Diese Frau war eine wichtige Zeugin. Sie hatte einen Mord gesehen, würde zur Polizei laufen. Die Bullen konnten ihm zwar nicht viel anhaben, aber es würde endlose Verhöre geben, und unter Umständen mußte die Vorstellung am nächsten Abend ausfallen.

Das durfte auf keinen Fall geschehen.

Die Frau mußte gefunden werden. Koste es, was es wolle.

»Wie ist sie überhaupt auf das Gelände gekommen?« wollte der Mandarin wissen, »Und was hatte sie hier zu suchen? Kann mir da einer eine Erklärung geben?«

»Vielleicht war sie in der Vorstellung«, meinte Lui Latero.

»Und weshalb ist sie dann nicht nach Hause gegangen wie die anderen?« höhnte der Mandarin. »Warum hat sie sich noch auf dem dunklen Gelände herumgetrieben? Sie muß doch einen Grund gehabt haben?«

Auf diese Frage konnte ihm niemand eine Antwort geben. Aber der Mandarin ließ nicht locker. »Wir werden Sie finden«, sagte er. »Ihr

werdet morgen London auf den Kopf stellen. Und vielleicht war auch einer von euch so schlau und hat sich die Autonummer gemerkt.«

Die Antwort war ein allgemeines Kopfschütteln.

Am liebsten hätte der Mandarin seine Leute der Reihe nach totgepeitscht, aber er beherrschte sich. Statt dessen deutete er auf die Scheibe, an der noch immer die tote Cora Bendix hing.

»Steckt sie in einen Sack, und werft sie in die Themse!« befahl er. »Wir müssen alle Spuren verwischen.«

Lui Latero und Andrax wollten diese Aufgabe übernehmen. Doch bevor sie die Leiche von der Scheibe losbinden konnten, ereignete sich ein Zwischenfall, der dem Geschehen eine drastische Wende geben sollte.

Conga, der im Zirkus als Steinzeitmensch auftrat und dicke Ketten sprengte, kam plötzlich mit seinem watschelnden Gang in das Zelt gelaufen.

Conga konnte keinen Ton sprechen. Er stieß nur urige Laute aus. Der Mandarin hatte ihn in Rußland aufgelesen. Conga war in den Wäldern der Taiga groß geworden und hatte sich von Wild und Beeren ernährt. Er trug rauhe Fellkleidung, hatte krauses, pechschwarzes Haar, eine wulstige Nase und dicht zusammenstehende Augen, die seinem Gesicht ein böses Aussehen verliehen.

Conga fiel vor dem Mandarin auf die Knie und schwenkte triumphierend einen grünen Damenschuh.

Der Mandarin riß ihm den Schuh aus der Hand.

Sekundenlang betrachtete er ihn, dann warf er Andrax den Schuh zu. »Hier, den wird die Frau verloren haben.«

Andrax nahm den Schuh, und plötzlich glitt ein böses Lächeln über sein Gesicht.

Grinsend hielt er das Beutestück hoch. »Ich glaube, wir werden gar nicht solange nach der Frau zu suchen brauchen«, sagte er. »Im Innern des Schuhes steht der Name BOUTIQUE PARIS. Ich kenne den Laden. Ein ziemlich teures Geschäft, dort kauft nicht jeder. Vielleicht haben wir Glück und können die Spur des Schuhs bis zu seiner Käuferin zurückverfolgen.«

Andrax preßte den Schuh wie ein wertvolles Kleinod an sich. »Morgen früh werden wir wohl die ersten Kunden im Laden sein«, sagte er gefährlich leise…

***

Wie jeder normale Mensch so freute sich auch Oberinspektor Sinclair auf das Wochenende. Deshalb hatte er eine strahlende Freitagslaune, als er sich morgens um acht Uhr hinter seinen Schreibtisch pflanzte. Hinzu kam noch, daß Superintendent Powell – John Sinclairs Chef – für einige Tage dienstlich unterwegs war und den Oberinspektor nicht

mit Aktenkram zuschütten konnte.
Doch erst einmal kam Glenda Perkins – ein schwarzhaariges Wesen und seit einer Woche beim Yard, Sie servierte den Morgenkaffee.
John lächelte. »Wenn der Kaffee so schmeckt, wie Sie aussehen, Glenda, kann nichts mehr schiefgehen. Vielen Dank, übrigens.«
Glenda wurde rot, lächelte zurück und verließ das Büro.
»Netter Käfer«, murmelte John, nahm einen Schluck Kaffee, nickte zufrieden und dachte daran, daß beim Yard eigentlich zu wenig hübsche Mädchen beschäftigt waren. Wenn er da so an Superintendent Powells Vorzimmerdrachen dachte…
Eine Minute später war Glenda Perkins wieder da. Allerdings nicht persönlich, sondern am Telefon.
»Eine Miß Terry Bendix möchte Sie sprechen, Sir«, sagte sie.
»Hm.« John ließ das Feuerzeug anschnippen und zündete sich eine Zigarette an. »Hat sie denn nach mir verlangt, Glenda? Sonst können Sie sie ja auch…«
»Sir, Sie möchte nur mit Ihnen sprechen. Mit Oberinspektor John Sinclair, wie sie sagt.«
»Okay, dann bringen Sie die Dame mal hoch, Glenda. Und lassen Sie in Zukunft das Sir weg.«
»Ja, Si…« Als Terry Bendix wenig später in Johns Büro stand, war er überrascht. Er hatte selten eine Frau mit einer solchen Ausstrahlungskraft gesehen, obwohl unter den Augen seiner Besucherin dunkle Ringe lagen, die auf eine schlaflose Nacht schließen ließen.
Außerdem wunderte sich John, daß Terry Bendix keine normalen Schuhe trug, sondern eine Art Pantoffeln, in die ihre Füße bald zweimal hineinpaßten.
Auch Terry Bendix schien überrascht zu sein. Wahrscheinlich hatte sie einen älteren Mann erwartet, aber nicht jemand knapp über dreißig, mit blonden, kurz geschnittenen Haaren, stahlblauen Augen und einer halbmondförmigen Narbe auf der rechten Wange.
»Bitte, nehmen Sie doch Platz, Miß Bendix«, sagte John, nachdem er sich vorgestellt und seiner Besucherin die Hand geschüttelt hatte.
»Danke.« Terry Bendix setzte sich scheu und suchte in ihrer Handtasche nach Zigaretten.
John gab ihr eine von seinen. Nachdem Terry Bendix auch einen Kaffee bekommen hatte, kam sie endlich zur Sache.
»Wahrscheinlich werden Sie mich für übergeschnappt halten, Sir, aber was ich Ihnen zu berichten habe, entspricht voll und ganz den Tatsachen.«
»Wissen Sie«, sagte John, »ich bin haarsträubende Geschichten gewöhnt. Tun Sie sich nur keinen Zwang an. Reden Sie offen, und dann werden wir schon weitersehen.« Und Terry erzählte. Von Anfang

an, John Sinclair war ein geduldiger Zuhörer und unterbrach seine Besucherin mit keinem Wort.

Schließlich fragte Terry: »Nun, glauben Sie mir noch immer, Herr Oberinspektor?«

»Sie werden lachen – ja.« Terry lehnte sich aufatmend in ihren Stuhl zurück. »Himmel, dann bin ich ja beruhigt. Ich hatte schon Angst, daß Sie mich auslachen würden. Genau wie mein Bekannter.«

»Nein, Ihr Bekannter hat Sie exakt an die richtige Stelle verwiesen. Aber jetzt mal zu dem Fall. Ich habe natürlich schon von diesem Teufelszirkus gehört und auch das reißerische Plakat gelesen, hatte aber nicht damit gerechnet, daß Schwarze Magie im Spiel ist. Normalerweise treten Dämonen mehr versteckt auf. Sie wissen natürlich, Miß Bendix, daß Sie sich in großer Gefahr befinden. Man wird alles daransetzen, um Sie umzubringen.«

Terry lächelte beruhigend. Sie kennen ja meinen Namen nicht.

»Von der Hoffnung will ich Sie gleich befreien«, erwiderte John.

»Dämonen haben mehr Möglichkeiten als Menschen. Sie könnten zum Beispiel durch eine magische Beschwörung Ihren Namen und den Wohnort herausfinden, oder, was vielleicht ganz normal ist, sie haben sich Ihre Autonummer gemerkt.«

Terry Bendix war blaß geworden. »Sie können einem ja richtig Angst einjagen.«

»Ich wollte Sie nur zur Vorsicht mahnen, Miß Bendix.« Johns Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. »Die Leiche Ihrer Schwester werden diese Leute sicherlich beseitigt haben, das liegt auf der Hand. Leider wissen wir auch nicht, was sie vorhaben, und in diesem Fall ist Angriff die beste Verteidigung.«

»Wie meinen Sie das, Herr Oberinspektor?«

»Ganz einfach. Ich hatte für's Wochenende sowieso noch nichts vor, und deshalb werde ich heute abend mal in den Zirkus gehen.«

Terry Bendix' grüne Augen blitzten auf. »Das ist eine Idee. Ich bin dabei.«

John schüttelte den Kopf. »Das kommt gar nicht in Frage. Ich lasse nicht zu, daß Sie sich in tödliche Gefahr begeben.«

Deutlich malte sich die Enttäuschung auf dem Gesicht der Frau ab. »Aber was soll ich denn machen?«

»Gar nichts. Wir werden Sie in Schutzhaft nehmen. Schließlich befinden Sie sich in Lebensgefahr.«

»Tja, wenn das so ist.« Terry hob die Schultern. »Schwierigkeiten bestehen nicht. Ich habe mir für heute bereits Urlaub genommen, und am Montag…«

»… ist vielleicht alles vorbei«, erwiderte John Sinclair zuversichtlich. Dann deutete er auf Terrys Füße. »Aber zu einem Arzt müßten Sie auch noch. Passen Sie auf. Ich werde Sie dorthin begleiten, und

anschließend fahren wir zu Ihrer Wohnung, und sie packen einige Sachen zusammen. Ich kann Ihnen versichern, Sie werden die komfortabelste ›Zelle‹ bekommen, die es bei uns gibt. Ein Luxus-Hotel kann nicht besser sein.«

Terry Bendix lachte. »Sie machen mir die Schutzhaft ja direkt schmackhaft.«

»So war es ja auch gedacht.« John erhob sich. »So, dann wollen wir mal. In einigen Stunden ist für Sie die Sache erledigt.«

John Sinclair hatte sich selten so geirrt wie in diesen Augenblicken.

***

Andrax war der erste Kunde an diesem Morgen.

Kaum hatte sich die gläserne Eingangstür der BOUTIQUE PARIS hinter seinem Rücken geschlossen, als auch schon eine Verkäuferin auf den gutgekleideten Herrn in dem grauen, modernen Nadelstreifen-Anzug zukam.

»Also es ist so«, sagte Andrax und holte aus einem kleinen Leinenbeutel den gefundenen Schuh hervor. Er legte ihn auf die Handfläche und fragte: »Der ist doch von Ihnen, oder?«

Die Verkäuferin nickte. »Ja, natürlich, Sir, der Name des Geschäftes steht ja auch darin. Es ist übrigens ein besonders schönes Stück. In Paris hergestellt und nur…«

»Das sehe ich doch«, sagte Andrax und spielte seinen gesamten Charme aus. »Ich hätte nur gern von Ihnen gewußt, wer diesen Schuh gekauft hat. Vielmehr das Paar Schuhe.«

Die Augen der Verkäuferin wurden groß. Mißtrauen flackerte in ihnen auf. »Warum möchten Sie das wissen?«

Andrax wußte, daß er jetzt aufpassen mußte, wollte er sich nicht verraten und auf Widerstand stoßen.

»Ihnen das zu erklären, würde eigentlich zu weit führen, Miß.« Seine Stimme nahm einen beschwörenden Klang an. »Ich bin Privatdetektiv und in einem – na, sagen wie Geheimauftrag unterwegs. Ich sagen Ihnen das nur, aber bitte, halten Sie den Mund.«

»Aber – das ist ja…« Die Verkäuferin faßte sich an den BH-losen Busen und ging unwillkürlich einen Schritt zurück. »Terry hat doch nie…«

»Also Terry heißt sie.« Andrax ließ das naive Girl, das sich noch nicht einmal seinen Ausweis hatte zeigen lassen, gar nicht erst weiter zur Besinnung kommen. »Und wie weiter?«

»Bendix. Terry Bendix. Sie arbeitet bei uns als Erste Verkäuferin. Heute allerdings hat sie sich frei genommen. Sie hat gesagt, sie wäre krank.«

»Glauben Sie das?« Die Verkäuferin schüttelte den Kopf. »Nein, jetzt nicht mehr. Also, ich hätte nie gedacht…«

»Kann ich Ihnen helfen?« Die Besitzerin der Boutique kam auf das ungleiche Paar zu und sah beide fragend an.

Andrax verbeugte sich leicht. »Nein, Madam, ich hatte nur einige Fragen. Nichts Besonderes.«

»Eine Reklamation?«

»Auch da kann ich Sie beruhigen, Madam. Es war eine private Sache mit Ihrer Angestellten. Sie entschuldigen mich jetzt.«

Andrax verneigte sich und verließ unter den Blicken der beiden Frauen das Geschäft Draußen atmete er tief aus. Teufel, da hatte er ja noch einmal Glück gehabt. Er hätte nie gedacht, daß alles so einfach gehen würde. Aber manche Menschen waren eben nicht gerade mit großen Geistesgaben gesegnet.

Lui Latero wartete im Wagen. »Nun, hat es geklappt?« fragte er, als Andrax sich auf den Beifahrersitz schwang.

»Und wie. Ich weiß den Namen, und jetzt brauchen wir nur noch die Adresse herauszufinden. Aber das ist schnell gemacht. Bestimmt hat die Kleine Telefon.«

Latero lachte glucksend. »Na, die wird sich freuen, wenn sie plötzlich Besuch erhält. Wie wollen wir es machen? Fahren wir beide hin?«

»Die Entscheidung überlassen wir dem Mandarin«, erwiderte Andrax. »Erst einmal werden wir ihm die gute Nachricht überbringen, und dann können wir weitersehen.«

***

Sie waren zu viert.

Der Mandarin hatte befohlen, ganz auf Nummer sicher zu gehen. Andrax und Lui Latero hatten die beiden Vampirinnen noch mitnehmen müssen.

Mit bleichen, blutleeren Gesichtern saßen die Frauen im Fond des Rovers. Sie fühlten sich nicht wohl bei Tageslicht, das war ihnen deutlich anzumerken.

Der dunkelgrüne Rover rollte mit seiner unheimlichen Besatzung durch London, Latero saß hinter dem Lenkrad, und auf dem vierspurigen, breiten Grosvenor Place ordnete er sich auf den rechten Fahrstreifen ein. Linker Hand schimmerte das satte Grün des Green Parks. Der Grosvenor Place bildete praktisch den Trennstrich zwischen dem Park und dem Stadtteil Belgravia, in dem auch Terry Bendix wohnte.

Ihr Haus stand in der Wilton-Street, die geradewegs in den Grosvenor Place einmündete.

Es war eine reine Wohn- und Geschäftsgegend. Zahlreiche Einzelhändler hatten unten in den Häusern ihre Läden. Toreinfahrten gähnten zwischen den Häusern, führten in Hinterhöfe, die wiederum von anderen Höfen durch Brandmauern oder kleinen Gärten getrennt

waren. In diesem Viertel war alles ineinander verschachtelt und deshalb für das Vorhaben der Männer gut geeignet.

Etwa fünfzig Yards von Terry Bendix' Wohnhaus entfernt fanden sie einen Parkplatz.

Latero ließ den Rover in die Lücke rollen, und Andrax wandte noch einmal den Kopf. »Ihr wißt also Bescheid«, sagte er. »Seht euch erst einmal um, und dann macht es unauffällig. Vielleicht kann eine von euch auch von der Rückseite des Hauses kommen oder der Frau zumindest den Weg abschneiden.«

Tanja und Ilonka nickten. Dann stiegen sie aus.

Einige Männer blieben stehen, als die beiden schwarzhaarigen Mädchen über den Bürgersteig ihrem Ziel entgegengingen. Mit unbewegten Gesichtern näherten sie sich dem Haus und kümmerten sich nicht um Blicke oder Pfiffe.

Anhand des Klingelbrettes sahen sie, daß Terry Bendix in der letzten Etage wohnte. Sie mußten also durch das gesamte Haus, um zu ihrer Wohnung zu gelangen.

Die Haustür stand offen. Eine Bewohnerin putzte den Flur und betrachtete die beiden Vampirinnen mit mißtrauischen Blicken. »Suchen Sie jemand?«

Tanja antwortete: »Ja, Miß Bendix.«

»Die ist im Geschäft. Da müßten sie schon heute abend wiederkommen.«

Doch das wußten die beiden Untoten besser. Sie bedankten sich trotzdem für die Auskunft und waren wenig später in der schmalen Einfahrt neben dem Haus verschwunden.

Es roch nach Abfällen und fauligem Obst. Zersplitterte Holzkisten lagen an der Wand, daneben standen Mülltonnen. Die Deckel waren halb offen, der Unrat quoll über.

Der Hinterhof war eng. Ein baufälliger Stil duckte sich gegen eine hohe Ziegelsteinmauer. Auf einer Leine flatterten Wäschestücke mit leichtem Grauschimmer. Und – was den beiden Frauen besonders auffiel – eine rostige Feuerleiter führte an der Rückseite des Hauses in die Höhe. Sie endete dicht unter einem schräg verlaufenden kleinen Dach, über das sich das breite Atelierfenster der Bendixschen Wohnung hochwölbte. Eine ideale Ausgangsposition. Die beiden Vampirinnen hatten wohl die gleichen Ideen.

»Ich versuche es über die Feuerleiter«, sagte Tanja, »und schneide ihr den Rückweg ab. Du kannst ja ganz offiziell an der Tür klingeln.«

Tanja wartete, bis ihre Schwester verschwunden war, dann machte sie sich an den Aufstieg. Sie konnte den unteren Rand der Feuerleiter mit einem gewaltigen Sprung erreichen. Ein schneller Klimmzug, und sie stand schon auf der ersten Stufe. Rasch überwand sie Sprosse für Sprosse.

Gesehen hatte sie bisher niemand. Nur ein paar spielende Kinder im Nachbarhof wunderten sich über die Frau, die dort die Leiter hochstieg. Doch bald hatten sie dieses Bild vergessen.

Als Ilonka wieder die Straße betrat, kam ihr Andrax schon entgegen. In seinen Augen funkelte es wütend. »Sie ist gekommen«, sagte er schnell.

»Aber nicht allein. Ein Kerl war bei ihr und ist mit in die Wohnung gegangen.«

»Kanntest du ihn?«

»Nein.«

»Ach, mit dem werden wir fertig«, behauptete Ilonka. »Wir haben sie sowieso in der Zange, Tanja kommt von der Rückseite. Es gibt im Hof eine Feuerleiter. Und sollte etwas schieflaufen, kannst du dich ja um den Kerl kümmern.«

»Worauf du dich verlassen kannst. Geh jetzt.«

Die Untote lief auf die Haustür zu. Ein Holzkeil hielt sie offen. Tür und Treppe glänzten noch naß. Die Putzfrau war nicht zu sehen.

Ilonka huschte in den Flur und hatte schon Sekunden später den ersten Treppenabsatz erreicht.

Unten im Flur hörte sie das Scheppern von einem Eimer und dann eine keifende Stimme: »Verdammt noch mal, wer ist mir denn da wieder durchgerannt.«

Die Untote grinste teuflisch. Das Geschrei der Alten kümmerte sie nicht. Sie dachte nur noch an Terry Bendix und deren köstliches Menschenblut…

***

Der Arzt hatte Terrys Füße verpflastert. Die Wunden sahen schlimmer aus, als sie in Wirklichkeit gewesen waren.

»Und passen Sie beim nächstenmal auf, wenn Sie barfuß laufen«, sagte der Arzt noch zum Abschied.

Terry lächelte. »Worauf Sie sich verlassen können.«

John Sinclair hatte es sich in dem muffigen Wartezimmer bequem gemacht.

Als Terry den Raum betrat, stand er auf und legte die Zeitung weg, in der er gelesen hatte.

»Alles klar?« Terry nickte lächelnd. »Ja, die Füße sind noch dran.«

Sie trug noch immer ihre weiten Pantoffeln und humpelte neben John zum Wagen.

Der metallicfarbene Bentley war frisch gewaschen und eingewachst worden. Die Maisonne spiegelte sich auf dem Lack.

»So, und jetzt werden Sie packen, und dann geht es ab«, sagte John, als er den Wagen aus der Parklücke lenkte und sich in den rollenden Verkehr einreihte.

Die Frau, die den Flur putzte, wunderte sich, als sie die beiden sah. Sie richtete sich auf, und sofort erwachte ihre Neugierde. Unverblümt musterte sie John von Kopf bis Fuß.

»Zufrieden?« fragte der Geisterjäger.

Die Frau bekam einen roten Kopf und wandte sich dann an Terry Bendix. »Zwei Damen haben nach Ihnen gefragt«, sagte sie.

Terry krauste die Stirn. »Wann war das denn?«

»Vor einigen Minuten. Sie sind aber dann wieder gegangen.«

»Das waren bestimmt Verkäuferinnen aus unserem Laden, die einen Krankenbesuch machen wollten«, sagte Terry. »Kommen Sie, John.«

Terry hatte bewußt nicht den Dienstgrad genannt. Die Frau brauchte nicht zu wissen, daß John Sinclair bei der Polizei war.

Kopfschüttelnd sah die putzwütige Alte den beiden nach. »Das ist richtig«, knurrte sie, »krankfeiern und dann noch einen Kerl mit nach Hause bringen.«

Terry hatte kaum ihre Wohnungstür aufgeschlossen, da klingelte schon das Telefon.

»Wer kann das denn sein«, sagte sie, lief so schnell es eben ging auf den Apparat zu und hob den Hörer ab.

John schloß die Tür. Er war ehrlich überrascht, als er die Wohnung sah. So etwas hätte er in diesem alten Haus wirklich nicht vermutet.

Während Terry telefonierte, sah sich John um.

Möbel und Bilder waren aufeinander abgestimmt. Die Einrichtung war modern, aber nicht zu versponnen, und das große Atelierfenster gestattete einen herrlichen Blick auf London, bald bis hinüber zu der berühmten Tower-Bridge.

Ein kleines, vorgebautes Schrägdach befand sich draußen unter dem Atelierfenster. Die Pfannen waren vom vielen Regen stumpf und abgewaschen. Zwischen den Ritzen wucherte Moos.

Terry Bendix hatte ihr Gespräch beendet. Nachdenklich blickte sie den Oberinspektor an.

»Ist irgend etwas?« fragte John. »Ja. Meine Chefin hatte angerufen. Im Geschäft hat sich ein Mann nach mir erkundigt. Er hat sich als Privatdetektiv ausgegeben und meinen grünen Schuh vorgezeigt, den ich auf der Flucht verloren habe.«

Augenblicklich begannen bei John Sinclair sämtliche Alarmglocken zu rasseln.

»Verdammt«, sagte er. »Jetzt haben sie Ihre Spur gefunden. Hat man denn Ihren Namen preisgegeben?«

»Ja. Der Mann ist ausgerechnet an Ginny geraten. Sie ist unsere naivste Verkäuferin.«

John Sinclair preßte die Lippen zusammen. Dann blickte er auf seine Uhr. »Wann können Sie mit Packen fertig sein?«

»In einer halben Stund…«

»Viel zu spät. Ich gebe Ihnen höchstens zehn Minuten. Wenn die Kerle Ihre Adresse wissen, wird es nicht lange dauern, und sie sind hier. Also beeilen Sie sich.«

»Wie Sie meinen.« Terry Bendix lief auf den Einbauschrank zu. Sie wollte ihn gerade öffnen, als es klingelte.

Terry zuckte zusammen. Ihr Gesicht war plötzlich blaß. »Wer kann das sein?«

»Öffnen Sie ruhig«, sagte John. »Die Kerle werden es kaum wagen, in aller Öffentlichkeit anzukommen.«

»Wenn Sie meinen.« Zögernd ging Terry zur Tür.

John zündete sich eine Zigarette an. Sein Blick fiel durch das breite, schräg verlaufende Fenster.

Und dann weiteten sich seine Augen. Eine Gestalt tauchte plötzlich auf dem kleinen vorspringenden Dach auf.

Eine Frau! John sah die schwarzen Haare und den schlanken biegsamen Körper. Im Hintergrund hörte er, wie Terry Bendix die Tür öffnete und irgend etwas sagte.

Doch John interessierte im Moment nur die Frau auf dem Dach.

Die Schwarzhaarige entdeckte den Oberinspektor nur wenige Augenblicke später.

Sie kam aus ihrer geduckten Haltung hoch. In ihren Augen blitzte es auf, dann zog sie plötzlich die Oberlippe zurück, und zwei nadelspitze Vampirzähne grinsten John an.

Und im nächsten Moment überstürzten sich die Ereignisse…

***

Plötzlich breitete die Untote die Arme aus. Sie bog ihren Körper nach vorn, stieß sich kraftvoll ab und flog genau auf das große Atelierfenster zu.

John Sinclair stockte der Atem. Doch einen Augenblick später ging das Glas klirrend und krachend zu Bruch. Ein Splitterregen fegte in das Zimmer.

John Sinclair riß schützend beide Arme vor sein Gesicht, um von den unzähligen kleinen Glaspartikeln nicht getroffen zu werden.

Die Untote kam wie ein Orkan über den Geisterjäger.

John hörte noch aus der kleinen Diele Terry Bendix' gellenden Schrei, als eine knochenharte Faust seine erhobenen Arme zur Seite schlug.

John taumelte. Die Untote heulte auf. Sie hatte mit ihrer Aktion erreicht, was sie wollte. Johns Hals lag frei und damit die dicken Adern, durch die das für Vampire so lebenswichtige Blut floß.

Tanja selbst hatte sich bei ihrem Sprung durch die Scheibe nicht verletzt. Zwar steckten einige Splitter in ihrer Haut, doch kein Tropfen Blut quoll aus den Wunden. Zu leer war der Körper, der nach neuem

frischen Lebenssaft dürstete.
John Sinclair hatte sich nach dem Hieb instinktiv zurückgeworfen und war gegen ein kleines Sideboard geprallt. Es wankte bedrohlich, genau wie die schwere Kristallvase, die John aber im letzten Moment packen konnte.
Die Untote war sich ihrer Sache sicher. Sie rechnete damit, daß John Sinclair den Schock noch nicht verdaut hatte und wie ein normaler Mensch vor Angst und Grauen bewegungslos sein würde.
Doch John Sinclair war aus anderem Holz geschnitzt. Und er hatte Nerven wie Drahtseile.
Eiskalt wartete er ab, ließ die Vampirin herankommen. Er sah den offen stehenden Mund, die gefährlichen Zähne und die Augen, die in teuflischer Vorfreude leuchteten. Nichts mehr war von der Schönheit der Frau übrig geblieben. Sie war nur noch eine reißende blutgierige Bestie.
Dann schlug John Sinclair zu! Es war eine fließende und doch gedankenschnelle Bewegung, mit bloßem Auge kaum zu verfolgen.
Auch Tanja konnte nicht mehr ausweichen.
Die schwere Kristallvase krachte gegen ihren Schädel.
Die Vampirin wurde durch den halben Raum geschleudert, riß einen Sessel um und knallte noch gegen die Wand, John starrte auf die Vase. Sie war heil geblieben, hatte den Schlag überstanden.
Tanja kam wieder auf die Füße. Gehetzt sah John sich nach einer Waffe um.
Seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole hatte er nicht bei sich.
Diese Munition war für Vampire tödlich. Und da er die Untote mit den Fäusten nicht niederzwingen konnte, mußte er an eine andere Waffe kommen.
Leicht geduckt kam Tanja auf ihn zu. Ihre Arme standen etwas vom Körper ab, die Hände waren zu Klauen gekrümmt.
John befreite sich von dem Gedanken, hier eine Frau vor sich zu haben. Dieses Wesen hatte zwar den Körper einer Frau, doch in Wirklichkeit war es eine Bestie. Dazu verdammt, sich von Menschenblut zu ernähren und nie eine Ruhestätte finden zu können.
John wich zurück. Die Untote folgte jedem seiner Schritte, beobachtete all seine Reaktionen.
In John Sinclair wuchs die Sorge um Terry Bendix. Die Vampirin war nicht allein gewesen. Sie hatte zumindest noch einen Komplizen. Und es war kaum möglich, daß Terry Bendix sich gegen einen Untoten durchsetzen konnte.
Johns Blick huschte durch das Zimmer, blieb für Sekundenbruchteile am Schreibtisch haften und saugte sich förmlich an dem Brieföffner fest.

John hechtete aus dem Stand. Gleichzeitig sprang die Untote. Sie verfehlte John, lief ins Leere und schrie wütend auf.

Der Geisterjäger war gegen den Schreibtisch geflogen, hatte das leichte Möbelstück umgerissen und im Liegen den Arm vorgestreckt, um den Brieföffner zu erreichen.

Er schaffte es mit den Fingerspitzen, zog die »Waffe« zu sich heran, und stieß mit den Knien den Schreibtisch weg.

Die Untote befand sich bereits im Sprung.

Johns Arm mit dem Brieföffner flog hoch.

Er spürte, wie das Metall in die Brust der Vampirin drang, genau dort, wo das Herz saß.

Tanjas Gesichtszüge verzogen sich zu einer Grimasse. Nie gekannte Schmerzen durchrasten ihren Körper.

John Sinclair zog die Beine an und schleuderte die Untote von sich. Dumpf krachte sie auf den Rücken.

Der Brieföffner steckte in ihrer Brust. Ein fürchterliches Stöhnen drang aus dem Mund der Untoten. Innerhalb von Sekunden zerfiel die Haut, wurde gelb und faltig. Das Haar nahm eine schlohweiße Farbe an, hing strähnig zu beiden Seiten des Kopfes herab.

Ein letztes Zucken ging durch den Körper der Vampirin, dann lag die Frau still. Und während sie der nun endgültige Tod in den Klauen hielt, wurden ihre Gesichtszüge entspannt, nahezu friedlich.

Eine steinalte Frau lag vor dem Geisterjäger auf dem Boden. Eine Frau, die ihren Frieden wieder gefunden hatte.

John sprang auf die Füße. Durch das offene Fenster pfiff der Wind. Die Wohnungstür knallte zu Durchzug war entstanden.

Das Geräusch der zufallenden Tür erinnerte John Sinclair wieder an Terry Bendix.

Der Geisterjäger sprintete los, rannte durch den kleinen Korridor, riß die Tür auf und stürzte ins Treppenhaus.

Ängstliche Gesichter starrten ihn an. Die Menschen waren aus ihren Wohnungen gelaufen.

Eine ältere Frau begann hysterisch zu schreien, als sie John sah, und die Putzfrau von unten schrie: »Ja, das ist er. Das ist der Kerl.«

John blieb auf der Hälfte eines Treppenabsatzes stehen. »Wo ist Miß Bendix?« brüllte er. Gleichzeitig zückte er seinen Ausweis. »Ich bin von Scotland Yard.«

Die Putzfrau antwortete. »Sie ist – sie ist mit einer Frau weggegangen. Sie haben gekämpft. Die Frau – sie hatte lange Zähne. Wie ein Vampir. Ich habe es genau gesehen. Ich…«

John hörte die nächsten Worte gar nicht mehr. Er stürmte los.

Vier, fünf Stufen nahm er auf einmal. Die Sorge um Terry Bendix schien ihm Flügel zu verleihen.

»Terry!« brüllte er durch das Treppenhaus.

Das Echo seines Schreies hallte von den Wänden wider. Doch die rothaarige Frau gab keine Antwort.

John erreichte das Erdgeschoß. Die Haustür war zu. Wild blickte der Geisterjäger sich um. Er sah auch eine Tür, die in den Hof führte.

Einer Eingebung folgend lief John hin und zog die Tür auf.

Da sah er Terry Bendix. Sie hing über der Schulter einer schwarzhaarigen Frau, die genau so aussah wie die Vampirin, die John oben in der Wohnung erledigt hatte.

Terry war anscheinend bewußtlos. Sie wehrte sich nicht mehr. Die Schwarzhaarige lief mit ihr auf eine Einfahrt zu, die in die Wilton-Street mündete.

John verfluchte sich, daß er den Brieföffner nicht von oben mitgenommen hatte.

Aber noch mal zurückzulaufen, dazu war es jetzt zu spät.

Die Untote hatte den Kopf gedreht und John Sinclair entdeckt. John sah die häßlichen Zähne, die an den Spitzen rot gefärbt waren.

Sie hatte Terry Bendix bereits gebissen!

Eine namenlose Wut überkam den Geisterjäger. Wie ein Panther schnellte er vor, jagte auf die Untote mit ihrer lebenden Last zu.

Die Vampirin streckte die linke freie Hand aus. Nadelspitze Fingernägel zielten auf John Sinclairs Gesicht.

John wich aus, packte den Arm am unteren Gelenk, hebelte ihn herum und schleuderte die Untote zu Boden. Auch Terry Bendix fiel hin, aber darauf konnte John jetzt keine Rücksicht nehmen.

Er handelte reaktionsschnell und entschlossen, packte Terry und zog sie zur Seite, außerhalb der Gefahrenzone.

Aber da saß ihm schon die Untote im Nacken.

John spürte die kalten würgenden Klauen, griff mit beiden Händen nach hinten, bekam den Kopf der Vampirin zu fassen und schleuderte sie über sich hinweg, Ilonka prallte mit dem Rücken gegen die Brandmauer des Hofes.

John Sinclair sprang zur Seite, wollte Terry Bendix in Sicherheit bringen, als plötzlich hastende Schritte in der Einfahrt widerhallten.

John kreiselte herum. Ein Mann mit schwarzen fettigen Haaren und mit einem hellgrauen Anzug stürmte auf John zu. In beiden Händen hielt er gefährlich aussehende Messer.

Er warf sie im Laufen. Selten war John Sinclair so schnell in Deckung gehechtet. Wie Blitze flirrten die Messer über ihn hinweg und prallten gegen die Hausmauer.

John Sinclair war auf den rissigen schmutzigen Boden geknallt, hatte sich ein paarmal überschlagen und blieb dicht neben der Hintertür liegen.

Doch nicht einmal eine Sekunde. Er schnellte wieder hoch und riß gleichzeitig seine Waffe hervor.

Der Messerwerfer hatte sich bereits zurückgezogen. John fand kein Ziel mehr. Wie ein Schatten war der Kerl in der Einfahrt verschwunden und mit ihm die zweite Untote.

John rannte hinterher. Aber die beiden hatten schon einen zu großen Vorsprung.

Mit vollem Lauf erreichte John die Wilton-Street und prallte mit einem der Zuschauer zusammen, die sich angesammelt hatten und neugierig in die Einfahrt starrten.

Wertvolle Zeit ging verloren. Dann kreischten Reifen auf. Rücksichtslos jagte ein dunkler Rover aus einer Parklücke und raste davon.

Hupen dröhnten. Mehrere Wagen wurden hart gebremst. Daß kein Unfall geschah, war ein Wunder.

Jetzt hörte John auch das Jaulen von Polizeisirenen. Ein Blick auf seine Uhr zeigte ihm, daß nicht einmal zehn Minuten seit seiner Auseinandersetzung oben in der Wohnung vergangen waren.

Und doch kam die Polizei zu spät. John hatte auch nicht die Autonummer des Rovers erkennen können.

Scheu wichen die Leute vor ihm zurück. Dem Geisterjäger fiel ein, daß er noch immer seine Pistole in der Hand hielt. Er steckte sie wieder weg.

Dann lief er zurück in den Hof. Terry Bendix lag auf der Seite. Sie hatte die Augen geschlossen, doch sie atmete.

John ging neben der Frau in die Knie und drehte sie behutsam auf den Rücken.

Da sah er die beiden Bißstellen. Deutlich zeichneten sich die Male an ihrem Hals ab.

John Sinclair schluckte. Sein Gesicht wurde hart. Er ballte die Hände zu Fäusten, so daß seine Knöchel weiß hervortraten.

Alles, was er über Vampirismus und dessen Folgen wußte, fiel ihm wieder ein. Der erste Biß eines Vampirs war normalerweise für das Opfer nicht »tödlich«. Allerdings nur, wenn die betreffende Person schnellstens eine Blutübertragung bekam.

Hoffentlich reichte die Zeit. John Sinclair fieberte innerlich. Als vier Polizisten in den Hof gestürmt kamen, stand er auf. Die Beamten hielten schußbereite Waffen in den Händen.

Um allen Mißverständnissen sofort entgegenzutreten, zückte John seinen Ausweis.

Er pickte sich dann Sergeant Mallory, den Führer der Streifenbesatzung, heraus, nachdem dieser seinen Namen genannt hatte.

»Rufen Sie augenblicklich einen Krankenwagen. Und sorgen Sie dafür, daß er Blutkonserven mitbringt.«

»Jawohl, Sir? Welche Blutgruppe?«

»Ich weiß es nicht, verdammt, aber das kann man doch heute schnell feststellen.«

»Ja, Sir. Noch etwas?«

»Ja. Und den Leichenwagen. In der obersten Wohnung des Hauses liegt eine Tote. Die Leiche muß sofort zum Yard überführt werden, außerdem benachrichtigen Sie die Spurensicherung. Aber beeilen Sie sich. Es geht um Leben und Tod.«

Der Sergeant rannte weg. John zündete sich eine Zigarette an. Aus den Fenstern der Wohnungen schauten Gaffer. Die Polizisten waren dabei, die Neugierigen zurück in die Einfahrt zu drängen.

John stieß den Rauch aus. Obwohl um ihn genug Trubel herrschte, kam er sich einsam und verloren vor.

Terry Bendix sah bleich aus. Die Haut wirkte transparent, und John fragte sich, ob nicht bereits der Keim des Vampirismus tief in der Frau steckte.

Wenn das der Fall war, mußte er Terry töten!

Eine Aufgabe, vor der ihm jetzt schon graute.

Ambulanz, Spurensicherung und Leichenwagen trafen fast gleichzeitig ein. Und plötzlich war es in dem Hinterhof viel zu eng.

Ein Arzt war auch eingetroffen. John zog ihn zur Seite und erklärte mit ein paar Worten, um was es ging.

Der Arzt, ein junger wendiger Mann, kapierte sofort. Blitzschnell gab er seine Anordnungen. Terry Bendix wurde auf eine Bahre gelegt und in den Ambulanzwagen geschoben. Dann jagte der Wagen wieder davon.

Die Männer der Spurensicherung hatten sich inzwischen der beiden Messer bemächtigt. Sie würden im Labor untersucht werden. John hatte schon mit dem Gedanken gespielt, eine Großfahndung nach dem Rover anzukurbeln, es sich dann aber anders überlegt. Er wollte und durfte den Fall nicht an die große Glocke hängen. Er mußte ihn im Alleingang lösen.

Als John in Terry Bendix' Wohnung zurückkehrte, erlebte er eine Überraschung.

Die Leiche war verschwunden. Das heißt, nicht ganz. Der durch das zerstörte Fenster wehende Wind wirbelte soeben die letzten Staubreste davon. Nur ein messingfarbener Brieföffner lag auf dem Boden.

Die Beamten schauten John verdutzt an. Schließlich räusperte sich einer und meinte: »Haben Sie sich vielleicht getäuscht, Sir? Lag hier keine Leiche? Oder liegt sie in einer anderen Wohnung?«

John Sinclair lächelte. »Ich habe mich getäuscht, Gentlemen, das wird es wohl sein. Nichts für ungut.«

Die beiden Männer zuckten die Achseln. Sie sahen den Oberinspektor an, als würden sie an seinem Verstand zweifeln.

John Sinclair war das ganz recht. Die Wahrheit hätte er ihnen

sowieso nicht sagen können. Sie hätten sie auch gar nicht begriffen.

***

Ilonkas Gesicht war eine Grimasse aus Wut und unbändigem Haß. Sie ahnte, daß ihre Schwester nicht mehr am Leben war, und das machte sie rasend. Außerdem war das schon sicher geglaubte rothaarige Opfer auch wieder entwischt.

Aber wer war dieser blondhaarige Teufel, den sie für ihre Niederlage verantwortlich machte?

Ein »normaler« Mann? Ein Polizeibeamter? Aber reagierten Sterbliche überhaupt so wie er? Spürten nicht die Menschen schon beim Anblick eines Vampirs nur Grauen und Entsetzen?

Die Untote dachte in ihren Maßstäben, rechnete nicht damit, daß es auch Leute gab, die Dämonen und Geistern den Kampf angesagt hatten.

Genau wie dieser blondhaarige Mann, bei dem alles anders gewesen war und der ihre Vorstellungswelt gesprengt hatte. Er hatte gekämpft und sich nicht geduckt.

So sehr die Untote auch grübelte, sie fand keine ausreichende Antwort auf ihre Fragen.

Die Stimmung im Wagen war hochexplosiv. Vier Leute waren für den Auftrag ausgesucht worden – und vier Leute hatten geradezu kläglich versagt. Der Mandarin würde toben. Andrax saß hinter dem Lenkrad und stierte durch die breite Scheibe, Lui Latero hockte neben ihm. Seine Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch. Er konnte noch immer nicht begreifen, daß seine Messer ihr Ziel nicht gefunden hatten. Das war Latero noch nie passiert. Aber alles war auch zu schnell und überstürzt gegangen. Jetzt hatte Latero natürlich eine höllische Angst vor dem Mandarin. Viel mehr als Andrax, der ja die passivste Rolle bei dem Überfall gespielt hatte.

Im Fond des Wagens geiferte die Untote. Ihr Trieb nach Blut war noch mehr angeheizt worden, und nur die Angst vor dem Mandarin hielt sie davor zurück, die beiden Männer vor ihr anzufallen. Die Hände der Untoten öffneten und schlossen sich. Sie hatte ihr Gesicht gegen die Scheibe gepreßt, sah die Menschen auf den Bürgersteigen, und ein unheimliches Knurren entrang sich ihrer Kehle.

Andrax fuhr zügig, aber nicht zu schnell Er wollte so rasch wie möglich aus der Londoner City verschwinden, hatte aber auch keine Lust, von einer Polizeistreife aufgehalten zu werden. Solch eine Begegnung hätte unter Garantie zu einer Katastrophe geführt, denn Ilonka war unberechenbar.

Der blondhaarige Mann sah zu, daß er auf die London-Road kam und sich so dem südlichen Stadtrand näherte. Der Zirkus hatte sein Zelt nahe dem kleinen Vorort Streatham aufgebaut, direkt an der

Stadtgrenze. Es war ein Gebiet mit weiten Wald- und Wiesenflächen, aber mit einer günstigen Verkehrsverbindung zur City.

Auf der London-Road drehte Andrax auf, Die Untote auf dem Rücksitz benahm sich jetzt wie toll. Sie kreischte und schrie und hackte immer wieder ihre Fingernägel in die Polsterung der Sitze. Die beiden Vampirhauer berührten beinahe die Unterlippe, die Augen waren blutunterlaufen. Ilonka lechzte nach einem Menschenopfer.

Lui Latero wandte den Kopf. »Sei doch ruhig«, sagte er. »Wir sind bald da. Der Mandarin wird schon wissen, was mit dir geschieht.«

Die Vampirin gab keine Antwort, sondern tobte weiter.

Selbst der abgebrühte Latero hatte vor der Frau Angst. Die Vorstellung, daß sie in seinem Rücken saß, machte ihn nervös und ließ seine Nackenhaare zu Berge stehen.

Nach weiteren zehn Minuten Fahrt hatten sie den Vorort erreicht. Andrax bog in eine Nebenstraße ein, und schon bald tauchte das spitze Dach des Zirkuszeltes vor ihnen auf.

Der große Parkplatz war leer. Zwischen den Wohnwagen liefen einige Gestalten emsig hin und her. Sie waren mit Reparaturarbeiten beschäftigt.

Niemand nahm von den Ankömmlingen Notiz.

Andrax stoppte den Rover vor dem größten Wohnwagen. Hier hatte der Mandarin sein Domizil.

Der Wagen war doppelt so groß wie ein normaler und schwarz angestrichen. Die beiden großen Fenster waren mit dunklen Tüchern verhängt worden, so daß kein Tageslicht in das Innere des Wohnwagens dringen konnte.

Andrax, Latero und Ilonka stiegen aus.

Der blondhaarige Leibwächter des bestimmten Mandarins klopfte in einem Rhythmus gegen die Tür, die daraufhin nach wenigen Sekunden automatisch aufschwang.

Ilonka hatte sich zusammengerissen. Nur in ihren Augen funkelte noch die Gier.

Dunkelheit nahm die drei gefangen. Erst allmählich gewöhnten sich ihre Augen daran, und dann konnten sie die Umrisse des Mandarins erkennen.

Die Tür war wieder zugefallen, und Latero fiel der Vergleich mit einem rollenden Sarg ein.

Der Mandarin hockte in seinem hochlehnigen Sessel. Das rote M auf seiner Brust leuchtete wie ein Fanal. Keiner von seinen Dienern hatte je das Innere des Wohnwagens bei Licht gesehen. Immer nur herrschte die bedrückende Dunkelheit, die der Mandarin so liebte.

»Wo ist sie?« fragte er mit scharfer Stimme.

Andrax übernahm das Wort. »Die Frau ist uns entkommen, und Tanja ist wohl endgültig getötet worden.«

Der Mandarin tat nichts. Er tobte nicht und schrie auch nicht, sondern sagte gefährlich leise: »Berichte, Andrax.«

Was Andrax auch tat. Wortgetreu, genau das, was er aus Lateros und Ilonkas Erzählungen wußte.

Als Andrax geendet hatte, fragte er: »Wie sah der blonde Mann aus? Beschreibe ihn mir genau, Ilonka!«

Die Vampirin gehorchte. Man hörte ihrer Stimme an, daß sie nur mühsam die Wut unterdrücken konnte. Haßerfüllt stieß sie die Worte hervor, bis der Mandarin sie durch einen scharfen Befehl unterbrach.

»Ich weiß, wer dieser Mann ist«, flüsterte er. »Ich weiß es genau. Jeder Dämon kennt seinen Namen. Du hast dich mit John Sinclair, dem berühmten Geisterjäger, angelegt, Ilonka. Er hat deine Schwester auf dem Gewissen.«

Die Untote stöhnte auf. »Ich werde ihm das Blut aus seinen Adern saugen«, preßte sie hervor. »Ich will ihn leiden sehen, und dann – dann gehört er zu uns.«

Der Mandarin lachte kalt. »Vorsicht, übernimm dich nur nicht. An Sinclair haben sich schon andere die Zähne ausgebissen. Ein einzelner kann ihn kaum besiegen. Er kennt zuviele Tricks, aber gemeinsam sind wir stark. Sinclair wird herkommen, und dann werden wir ihm einen gebührenden Empfang bereiten. Ich lasse die Vorstellung heute abend nicht ausfallen. Zuviel steht auf dem Spiel. Es wird mein größter Triumph werden. Und Sinclair wird ihn erleben, als unser Gefangener. Aber was ist mit der Frau. Du hast ihr Blut geschmeckt, Ilonka?«

»Ja.«

»Gehört sie bereits zu uns?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe nur einmal zubeißen können. Dann kam dieser Sinclair.«

Der Mandarin nickte, was die drei vor ihm Stehenden aber nicht sehen konnten. »Ich brauche die Frau, das ist euch doch klar. Und zwar jetzt mehr als vorher. Sie wird der Lockvogel für John Sinclair sein. Ich werde versuchen, mit ihr in geistigen Kontakt zu treten, um ihren momentanen Aufenthaltsort herauszufinden. Wenn das geschehen ist, wird sie freiwillig zu uns kommen. Dann kannst du sie haben, Ilonka!«

Die Untote lachte teuflisch. »Und John Sinclair«, flüsterte sie mit rauher Stimme…

***

John Sinclair hängte den Telefonhörer in die Halterung und tauchte unter der schallschluckenden Haube hervor. Um ihn herum pulsierte der Krankenhausbetrieb.

Die Holzschuhe der Schwestern klackten auf den mit Fliesen

bedeckten Boden. Zwei Ärzte eilten mit wehenden Kitteln an John vorüber. Es roch nach Desinfektionsmitteln und Bohnerwachs. Über einer gläsernen Doppeltür hing eine Normaluhr. Stück für Stück schob sich der Minutenzeiger weiter.

Die Zeit verging… Eine ältere Schwester erkundigte sich bei dem Oberinspektor, ob sie ihm irgendwie behilflich sein könne.

John schüttelte den Kopf. »Nein, danke, ich warte auf Doktor Purdom.«

Purdom war der Arzt, der den Blutaustausch überwachte. John hatte ihn mit beschwörenden Worten auf die Dringlichkeit des Falles hingewiesen.

»Dann entschuldigen Sie«, sagte die Schwester und verschwand in einem Krankenzimmer.

Ein junger bärtiger Mann schob einen großen Geschirrwagen vor sich her. Teller, Bestecke und Suppentassen stapelten sich und klapperten gegeneinander.

Immer wieder blickte John auf die Uhr. Eine halbe Stunde war bereits vergangen. Es war Mittagszeit, und die Kranken hatten ihr Essen schon bekommen.

Dann endlich kam Doktor Purdom. Er blieb an der Doppeltür stehen und winkte John zu sich.

Der Oberinspektor lief auf den Arzt zu. »Haben Sie es geschafft, Doc?« fragte er hastig.

Der Arzt hielt John die Tür auf, damit er vorbeigehen konnte. »Ich hoffe es«, sagte er. »Wir haben das gesamte Blut der Frau ausgetauscht. Ich habe mich genau an Ihre Anweisungen gehalten, obwohl ich mich immer noch frage, welchen Grund das Ganze gehabt hat?«

John legte dem Arzt die Hand auf die Schulter. »Vielleicht werde ich Ihnen das einmal später erklären. Nur eins noch: vernichten Sie das alte Blut der Patientin.«

»Auch das werde ich machen, Mister Sinclair.« Der Arzt ging einige Schritte vor. »Kommen Sie, Sie wollen bestimmt nach der Patientin sehen.«

»Und ob«, erwiderte John. Obwohl das Blut der Frau ausgetauscht worden war, wie Doktor Purdom gesagt hatte, stand noch längst nicht fest, daß Terry gerettet war. Es war durchaus möglich, daß der Keim des Bösen tiefer steckte und bereits ihr Denken und Fühlen beeinflußt hatte, sie aber zumindest labil gegen äußere dämonische Einflüsse machte.

Der Arzt öffnete die Tür des Krankenzimmers.

John betrat einen freundlichen Raum, in dem zwei Betten standen, wovon aber nur eins belegt war.

John setzte sich auf die Bettkante. Die Schwester die bei Terry

Bendix Wache gehalten hatte, trat zurück.

Terry selbst sah aus wie eine Leiche. Ihre Wangen waren eingefallen, die Haut sehr blaß, beinahe durchsichtig. Kaum hob sie sich gegen das Weiß des Bettlakens ab.

John strich der Frau mit den Fingerspitzen über die Wangen.

Terry öffnete die Augen, blinzelte ein paarmal verstört und schien John erst dann zu erkennen.

»John«, hauchte sie. »Was – was ist mit mir geschehen? Ich weiß gar nichts mehr.«

Der Geisterjäger lächelte beruhigend. »Es ist alles okay, Terry. Ihnen ist nur mit einemmal schlecht geworden, das ist alles. Sie werden sich jetzt ein paar Tage lang ausruhen, und hinterher denken Sie gar nicht mehr an die Sache.«

»Aber ich bin doch nicht krank.«

»Nein, nicht direkt, allerdings sehr müde. Am besten schlafen Sie jetzt, und morgen sieht die Welt schon wieder ganz anders für Sie aus.«

Terry Bendix faßte nach Johns Hand. »Sie verheimlichen mir etwas, John. Ich spüre das. Etwas ist mit mir passiert, das Sie mir nicht sagen wollen. Die Frau, die an der Tür stand… ich – ich sah plötzlich ihre Zähne. Lang und spitz… ich…«

Terry Bendix atmete schwer. Wild warf sie ihren Kopf hin und her John drehte sich zu dem Arzt herum. »Eine Spritze, schnell!«

Doktor Purdom hatte schon längst reagiert. Eine mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllte Beruhigungsspritze lag schon bereit. John und die Krankenschwester mußten Terry Bendix gemeinsam festhalten, damit der Arzt ihr die Spritze verpassen konnte.

Nach wenigen Sekunden schon wurde Terry ruhiger. Vor ihre Augen legte sich ein Schleier, und dann schlief sie ein.

John wischte sich über die Stirn und erhob sich von der Bettkante. Mit sorgenvoller Miene blickte er auf die Schlafende herab.

»Sie wacht vor heute abend nicht auf«, meinte der Arzt, »aber sagen Sie mal, Herr Oberinspektor, was hat die Patientin da von langen spitzen Zähnen geredet. Ich meine, ich bin ja nicht taub. Hat die Frau vielleicht ein Vampirtrauma?«

John atmete tief aus. Er warf der Krankenschwester einen Blick zu, den sie verstand. Mit einer gemurmelten Entschuldigung verließ sie das Krankenzimmer.

Dann beantwortete John die Frage des Arztes. »Die Patientin hat kein Vampirtrauma, sie hat tatsächlich einer Untoten – wie wir auch sagen – gegenüber gestanden. Und – was noch schlimmer ist – die Vampirin hat Miß Bendix angegriffen.«

Der Arzt zog ein zweifelndes Gesicht. »Waren Sie dabei, Oberinspektor?«

»Nein, nicht direkt. Aber ich selbst bin ebenfalls von einer Vampirin angegriffen worden.«

Nun begann Doktor Purdom zu lachen. »Entschuldigen Sie, aber das nehme ich Ihnen nicht ab. Vampire – ja, die gibt es. Aber im Kino und in Horrorromanen. Dracula hieß doch der Vater dieser Blutsauger. Mein Gott, das sind doch alles Sagen und Legenden und daß Sie als erwachsener Mensch und Scotland-Yard-Beamter noch dazu an solche Dinge glauben, erstaunt mich doch, gelinde gesprochen.«

John hob die Schultern. »Ich kann es Ihnen nicht verübeln, Doktor. Aber Sie müssen mich jetzt entschuldigen, ich habe noch einiges zu tun.«

»Etwa Vampire jagen?« Johns Gesicht war ernst, als er antwortet. »Ja, auch das, Doktor Purdom. Und tun Sie mir wenigstens einen Gefallen, achten Sie ein wenig auf die Patientin.«

»Ja, geht in Ordnung.« John Sinclair verließ mit gemischten Gefühlen das Krankenhaus, setzte sich in seinen Bentley und fuhr zurück zum Yard-Gebäude. Er betrat erst gar nicht sein Büro, sondern ging in die unterirdischen, modern ausgebauten Kellerräume, in denen sich die wissenschaftlichen Abteilungen des Yard befanden, unter anderen auch die mit allen Schikanen ausgestattete Computer-Abteilung und Spurensicherung.

Im Labor war John bestens bekannt. Und man wußte auch, daß seine Aufträge immer vorrangig behandelt werden mußten, wie die Untersuchung der beiden Messer, zum Beispiel.

Es lagen sogar schon erste Ergebnisse vor.

»Ja, Kollege Sinclair«, sagte der Beamte der Spurensicherung. »Wir haben selten so gute Prints vorliegen gehabt, wie sie auf den Messern verewigt waren. Außerdem haben die Kollegen der EDV phantastisch geschaltet. Der Kerl, dem die Prints gehören, heißt Latero. Lui Latero. Ein alter Kunde. Spezialist mit dem Messer. Ist in Soho vor Jahren einmal unangenehm aufgefallen, als er einen Zuhälterboß ins Jenseits geschickt hat. Leider wurde er aus Mangel an Beweisen freigesprochen, denn die beiden Zeugen fanden sich plötzlich in der Themse wieder, als gut gekühlte Wasserleichen. Latero verschwand danach von der Bildfläche. Wir haben auch nichts mehr von ihm gehört.«

John klopfte dem Kollegen auf die Schulter. »Ihr seid wie immer Spitze.«

Der Beamte lachte. »Davon haben wir nichts. Bei Gelegenheit können Sie ruhige mal ‘ne Flasche springen lassen.«

»Darüber läßt sich reden«, sagte der Geisterjäger und war wenig später im Aufzug verschwunden.

Lui Latero hieß der Kerl also. John war gespannt, ob im Zirkus Luzifer jemand diesen Namen kannte…

***

Terry Bendix erwachte Stunden später. Im ersten Moment wußte sie nicht, wo sie sich befand. Fremd und unpersönlich kam ihr die Umgebung vor.

Ihr Blick fiel auf den in der Wand eingebauten Kunststoffschrank und dann auf das zweite Bett, dessen Überzug weiß wie frisch gefallener Schnee aussah.

Und jetzt erinnerte sich Terry Bendix wieder.

An John Sinclair, an den Arzt, die Schwester – und…

Ihre Gedanken stockten.

Weshalb hatte man sie überhaupt in dieses Krankenzimmer gebracht? Ich bin doch gar nicht krank, dachte Terry. Himmel, daß mußte eine Verwechslung gewesen sein. Sie fühlte sich zwar müde und abgespannt, aber krank auf keinen Fall.

Terry blickte sich um. Die weiß getünchten Wände flößten ihr plötzlich Angst ein. Sie kam sich vor wie in einem Gefängnis, und dazu fiel ihr auch noch die Stille auf die Nerven. Sie war Trubel gewohnt, Hektik, pulsierendes Leben.

All das vermißte sie jetzt. Terry lag auf dem Rücken, atmete ein paarmal tief durch. Irgendwo aus einem anderen Zimmer hörte Terry die laute keifende Stimme einer Frau, dann lachte jemand schrill, und dann war es wieder still.

Terry schlug die Decke zur Seite. Sie blickte an sich herab und stellte fest, daß man ihr ein rosafarbenes wollenes Nachthemd angezogen hatte. Terry Bendix rümpfte die Nase. Sie fand solche Großmutter-Nachthemden scheußlich.

Die rothaarige Frau schwang die Beine aus dem Bett. Die nackten Füße berührten den mit PVC ausgelegten Boden.

Terry stand auf. Sie fühlte plötzlich zwischen ihren Knien eine Pudding – schicht, und vor ihren Augen begann das Zimmer zu schaukeln. Tief atmete sie durch. Bald schon hatte sie sich gefangen.

Sie ging auf das große Fenster zu, dessen obere Hälfte von einer feinen Gardine verdeckt wurde.

Terry stützte die Hände auf die schmale Fensterbank, sah durch die Scheibe und stellte fest, daß ihr Zimmer im Erdgeschoß des Krankenhauses lag.

Der Blick fiel auf einen gepflegten Park.

Die Bänke waren weiß gestrichen, wirkten wie helle Farbtupfer auf dem satten Grün der Wiesen. Bäume breiteten einladend ihre voll belaubten Äste und Zweige aus. Zwei Krankenschwestern gingen über einen gepflegten Kiesweg dem Eingang zu. Am Ende des Parks schirmte eine hohe Mauer den Park gegen Straßenlärm ab. Vögel schwirrten durch die Luft und zwitscherten fröhlich.

Ein friedliches Bild, das beruhigend auf die Nerven der Patienten

wirkte.
Terry wandte sich ab. Trotz der nahen beruhigenden Umgebung fühlte sie sich unwohl. Und daran war nicht zuletzt der seltsame Druck in ihrem Kopf schuld, den sie schon seit einigen Minuten spürte. Irgend etwas ging in ihrem Gehirn vor. Terry hatte das Gefühl, als würden dort fremde Gedanken eindringen, um ihren eigenen Willen zu unterwerfen.
Schweißtropfen glitzerten auf ihrer Stirn. Terry wischte sie mit dem Handrücken weg.
Die fremden Gedanken wurden stärker. »Geh weg von hier, wisperte es. Komm zum Zirkus Luzifer. Wir warten auf dich.«
Terry überlegte. Zirkus Luzifer. Was hatte sie damit zu tun? Und dann fiel es ihr wieder ein. Richtig, sie hatte ja gestern abend eine Vorstellung besucht, und danach – ja, was war danach geschehen?
So sehr Terry auch grübelte, sie konnte keine Antwort finden.
»Komm zu uns. Komm schnell.« Wieder waren die Stimmen da. Wie feine Nadelstiche drangen sie in Terrys Bewußtsein, zogen die Frau völlig in ihren Bann und schalteten den Willen aus.
Terry atmete tief ein. »Ja«, sagte sie. »Ich komme. Ich werde gleich gehen.«
Terry Bendix war jetzt nur noch eine Marionette in der Hand des Mandarins.
Sie schloß den Wandschrank auf. Fein säuberlich hingen auf einem Bügel ihre Kleidungsstücke.
Terry schlüpfte in den modischen, ein wenig eng gearbeiteten Rock, streifte ihren erdbeerroten Pullover über und zog die dreiviertellange eierschalenfarbige Hosenjacke an. Die Jacke war tailliert gearbeitet und mit einem breiten Gürtel versehen.
In den Taschen fand Terry noch ein paar Shillingstücke, die für eine Busfahrt nach Streatham reichten.
Ihre Schuhe fand Terry ebenfalls. Die Schmerzen an den Füßen waren zurückgegangen, sie konnte fast schon wieder normal laufen.
Auf Zehenspitzen ging Terry zur Tür, öffnete sie spaltbreit und sah in den Gang.
Er war leer. Am Ende verschwand gerade eine Schwester in einem Zimmer.
Terry Bendix huschte aus dem Zimmer. Sie blieb einige Sekunden stehen und orientierte sich an den an der Wand angebrachten Richtungspfeilen. Über einem stand das Wort »Ausgang«.
Jetzt rächte es sich, daß Dr. Purdom John Sinclairs Ermahnungen nicht ernst genommen hatte. Der Arzt hätte eine Krankenschwester als Wache abstellen sollen, doch er selbst hatte das für mehr als lächerlich gehalten.
Terry Bendix mußte zwei Flügeltüren hinter sich bringen, ehe sie am

Ausgang anlangte.
Eine Krankenschwester saß in der Glaskabine und versah den Dienst des Portiers.
Terry wartete hinter einer Mauerecke.
Dann, als die Schwester durch einen Telefonanruf abgelenkt war, huschte sie geduckt auf die Glastür zu, die sich durch einen Fußkontakt automatisch und vor allen Dingen lautlos zur Seite schob.
Rasch eilte Terry die breite Eingangstreppe hinunter, gelangte auf den Hauptweg und hatte bald das Krankenhausgelände hinter sich gelassen.
Der brodelnde Verkehrslärm eines Nachmittags umgab die junge, rothaarige Frau.
Terry blickte sich um und stellte fest, daß sie sich in der Agar-Street befand, nicht weit vom Ufer der Themse entfernt. Die nächste U-Bahn-Haltestelle befand sich nur ein paar Straßen weiter, und Terry hatte sie in wenigen Minuten erreicht.
An einem der zahlreichen Automaten löste sie ein Ticket, und während um sie herum der Stimmen- und Verkehrslärm brodelte, stand sie vor einer Reklamewand und starrte ins Nichts.
Dann kam ihr Zug. Zischend öffneten sich die Türen. Terry wartete, bis sie an die Reihe kam, und stieg ein.
Der Zug rollte los, in südliche Richtung. Terry wollte zum Knotenpunkt Kennington fahren, um dort in den Bus umzusteigen.
Sie war in fünfundzwanzig Minuten da.
Der Bus wartete schon. Während Terry Bendix beim Fahrer eine Karte löste und ihr Ziel angab, entdeckte man im Krankenhaus ihr Verschwinden.
Als die Schwester ihre Meldung machte, wurde Doktor Purdom blaß wie ein Leichentuch. Mit zitternden Händen griff er zum Telefonhörer.
Inzwischen war der Bus schon abgefahren. Terry Bendix saß einen Sitz hinter dem Fahrer. Mit unbewegtem Gesicht starrte sie durch die Scheibe.
Nur manchmal umspielte ein seltsames Lächeln ihre Lippen. Noch immer spürte Terry Bendix den Lockruf in ihrem Gehirn. Sie ahnte allerdings nicht, daß dies der Lockruf des Todes war…

***

Der Mann, der gegen siebzehn Uhr den kleinen Pub betrat, sah aus wie ein Hans Dampf in allen Gassen.
Und das war Bill Conolly in gewissem Sinne auch.
Von Beruf freier Reporter und dazu noch Hobby-Geisterjäger. Außerdem John Sinclairs bester Freund. Gemeinsam hatten sie schon die haarsträubendsten Abenteuer erlebt, das letzte erst in Venedig, als er gemeinsam mit dem Oberinspektor die Bande des Goldenen

Drachen erledigt hatte.
Bill ließ nichts anbrennen, wie man so schön sagt. Wo etwas los war, da mußte er hin. Sehr zum Ärger seiner jungen hübschen Frau Sheila, die ihren Mann lieber zu Hause unter ihren Fittichen gehabt hätte. Aber Bill und John zogen anscheinend Geister und Dämonen an wie die Motten das Licht.
Trotzdem hatte Bill seiner Frau zuliebe schon auf manchen Einsatz verzichtet, doch als John an diesem Nachmittag angerufen hatte, war Bill auch nicht von Sheila zu halten gewesen.
John hatte zwar nur Andeutungen gemacht, aber Bill war fest davon überzeugt, daß es eine heiße Sache werden würde. Er war dann praktisch in ein Taxi geflogen und zu dem Treffpunkt gebraust. Seinen eigenen Wagen – einen Porsche Targa – hatte er auf Johns Anraten hin in der Garage gelassen.
Die kleine Kneipe war ziemlich voll. An der langen Theke drängten sich die Menschen. Rauchschwaden zogen wie blaue Schleier in Richtung Ventilator.
Im Hintergrund der Kneipe gab es einige Tische. An einem davon entdeckte Bill Conolly seinen Freund John.
»Grüß dich, alter Geisterfresser«, rief der Reporter und schlug dem Oberinspektor überschwenglich auf die Schulter.
»Willst du mir die Knochen zerschlagen?« grinste John.
»Wohl alt geworden, was?« meinte Bill und strich sich eine Strähne seines schwarzen Haares aus der Stirn. Dann deutete er auf das Glas Mineralwasser auf dem Tisch. »Sag mal, möchtest du Läuse in den Bauch kriegen?«
»Nee, die hab' ich schon. Aber jetzt setz dich.«
»Dacht ich's doch.« Bill schwang sich auf einen Stuhl, rieb tatendurstig seine Hände und ließ sich einen doppelten Whisky bringen. »Ich bin ja ohne Wagen«, sagte er.
Bill nahm einen Schluck, rollte verzückt mit den Augen, zog seine Wildlederjacke aus und hängte sie über den Stuhl.
»So, dann rück mal raus mit der Sprache, John. Weshalb holst du mich von meiner lieben Gattin und der Gartenarbeit weg?«
»Von der lieben Gattin kann ich ja verstehen, aber für die Arbeit im Garten habt ihr doch einen Gärtner, wie ich weiß.«
»Na ja, manches mache ich auch selbst.«
John grinste, trank sein Glas leer und fragte plötzlich: »Wann warst du das letzte Mal in einem Zirkus?«
Bills Gesichtsausdruck war sehenswert. Er glich dem eines Goldgräbers im Wilden Westen, der zum erstenmal ein Nugget gefunden hat.
»Was sagst du da?«
»Sei doch nicht begriffsstutzig. Wann warst du zum letztenmal im

Zirkus?«

Jetzt grinste Bill. »Gestern noch. Jahrelang Zirkus gewesen.«

»Du hast wohl heute deinen spaßigen raushängen«, erwiderte John. »Mal im Ernst – wann?«

»Kann ich dir nicht sagen. Vielleicht als Jugendlicher. Du weißt ja, der Zirkus ist überholt. Fernsehen und so…«

John bot seinem Freund eine Zigarette an und gönnte sich selbst auch eine.

»Dann darf ich dich heute abend also zu einer Zirkusvorstellung einladen.«

Bills Gesicht verschloß sich. »Hätte ich das gewußt. Und ich habe gedacht, es geht mal wieder rund…«

»Das ganz bestimmt, Bill. Soweit ich erfahren habe, ist es kein normaler Zirkus. Er nennt sich Zirkus Luzifer.«

Bill pfiff durch die Zähne. »Teufel, davon habe ich gehört. Warte mal, ja, war da nicht so eine komische Anzeige in der Zeitung? Die haben ja auf den Putz gehauen…«

»Nicht zu unrecht. In dem Zirkus scheint es tatsächlich nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Hör zu.«

John erzählte, was er bisher erlebt hatte. »Und deshalb möchte ich dich mitnehmen, Bill, Sozusagen als meine ganz persönliche Rückendeckung.«

»Tja, wenn du mir so kommst, kann ich natürlich nicht nein sagen.« Bill trank sein Glas leer. »Wann soll es denn losgehen?«

»So schnell wie möglich. Wir fahren nur noch bei mir vorbei und nehmen einige Spezialwaffen mit. Du weißt schon.«

»Abgemacht.« Bill winkte die Bedienung, um zu zahlen.

Fünf Minuten später saßen die beiden Freunde in John Sinclairs Bentley.

Der Oberinspektor wollte gerade starten, als die rote Lampe des Funksprechgerätes aufglühte.

John hob den Hörer ab und meldete sich.

Er hörte ungefähr eine Minute zu. Dabei wurde sein Gesicht immer verschlossener. Schließlich hängte er den Hörer wortlos auf.

»Was ist passiert?« fragte Bill, dem Johns Veränderung natürlich nicht entgangen war.

»Terry Bendix ist aus dem Krankenhaus verschwunden. Jetzt haben wir den Salat. Verdammt noch mal. Wenn ich diesen Doktor Purdom erwische, verarbeite ich ihn zu Brei.«

»Und jetzt?« fragte Bill.

John blickte seinen Freund an. »Jetzt haben wir noch einen Grund mehr, uns diesen verdammten Zirkus einmal anzusehen…«

***

Der Bus hielt. Terry Bendix war der einzige Fahrgast, der ausstieg. Der Fahrer warf ihr noch einen langen Blick zu und meinte kopfschüttelnd. »Was will die denn bloß in dieser einsamen Gegend. Die Vorstellung fängt doch erst am Abend an.«

Terry sah dem Bus nach, bis er hinter einer Kurve verschwunden war. Dann machte sie sich auf den Weg.

Die Spitze des Zeltes war bereits über den Baumkronen zu erkennen. Bunte Wimpel flatterten auf einem Mast. Ein paar Kinder überholten Terry. Sie kamen aus Streatham, und für sie hatte ein Zirkus auch außerhalb der Vorstellungen noch eine magische Anziehungskraft. Es gab immer etwas zu sehen, und manchmal ließen die Zirkusleute die Kinder auch einfache Hilfsarbeiten ausführen, die dann mit besonderer Freude getan wurden, denn als Lohn gab es meistens Freikarten.

Doch dieser Zirkus schien anders zu sein.

Die Kinder, die Terry Bendix überholt hatten, kamen schon nach wenigen Minuten zurück. Mit bleichen Gesichtern. Ein Mädchen weinte leise vor sich hin.

Terry nahm von den Kindern keine Notiz. Unbeirrbar ging sie ihren Weg.

Ihre Gestalt wirkte verloren auf der großen Parkplatzwiese vor dem dunklen Zirkuszelt.

Ja, auch das war eine Besonderheit des Zirkus Luzifer. Das Zelt hatte eine schwarze Farbe.

Schwarz wie der Tod… Yard für Yard näherte sich die Frau dem Zirkus, wie von einem Leitstrahl gelenkt. Zielsicher ging sie an dem großen Zelt vorbei und tauchte ein in eine schmale Gasse, gebildet aus Wohnwagen und einigen Bretterbuden.

Terry wurde gar nicht beachtet. Aber auch sie achtete nicht auf die Gestalten, die die provisorischen Wege zwischen den Wagen bevölkerten und sich für die Abendvorstellung vorbereiteten.

Und dann kam Andrax. Er hatte hinter einer Zugmaschine gelauert und den Weg der jungen Frau schon seit einigen Minuten verfolgt. Andrax trug eine enge schwarze Hose und ein Hemd mit langen weiten Ärmeln von der gleichen Farbe. Sein Gesicht war maskenhaft starr, kalt blickten die Augen.

Andrax streckte seinen Arm vor.

Augenblicklich blieb Terry Bendix stehen. Sie legte den Kopf in den Nacken und blickte dem blondhaarigen Mann ins Gesicht.

Andrax hob das Kinn der Frau an. Dann faßte er sie bei der Hand. »Komm mit.«

Und Terry folgte. Sie machte nicht einmal den Versuch sich zu wehren. Sie ließ sich willig fortziehen, hinüber zu dem großen Zirkuszelt.

Doch dann gab es einen Zwischenfall. Wie ein Schatten tauchte plötzlich Ilonka auf. Ihr Gesicht war verzerrt. Geifer rann aus ihrem Maul. Die langen Zähne waren stoßbereit.

Kreischend warf sich die Vampirin auf Terry Bendix. Andrax konnte gar nicht so schnell eingreifen, da hatte Ilonka Terry schon zu Boden gerissen, um ihr die Zähne in das Fleisch zu schlagen.

Im letzten Moment griff Andrax zu. Er riß die Untote hoch und schleuderte sie von sich.

»Verschwinde, du Bestie!« zischte er. »Die Frau gehört dem Mandarin. Und nicht dir.«

»Aber er hat mir doch versprochen, daß ich sie bekomme«, heulte Ilonka.

»Hinterher. Und jetzt pack dich.« Die Untote verschwand. Mit Andrax wollte auch sie sich nicht anlegen. Er brauchte nur dem Mandarin ein Wort zu sagen, und schon wäre ihr »Leben« verwirkt. Doch die Sucht nach Blut wurde immer stärker…

Andrax half Terry Bendix aufzustehen. »Es tut mir leid«, sagte er. »Aber der plötzliche Angriff hat auch mich überrascht.«

Terry lächelte. »Aber das macht doch nichts. Schon vergessen.«

»Ich freue mich, daß Sie vernünftig sind, Miß Bendix. Und ich bin sicher, der Mandarin wird mit Ihnen zufrieden sein und Sie natürlich auch mit ihm. Denn was Sie bei uns bekommen, bietet Ihnen keiner. Vorausgesetzt, Sie erfüllen ihm eine kleine Bitte.«

»Ich werde mir Mühe geben«, antwortete Terry Bendix.

Andrax hatte den Arm um ihre Schulter gelegt, und Terry sah nicht das satte zufriedene Lächeln auf seinem Gesicht. Noch stand sie unter dem Bann des Mandarins, doch er würde bald aufgehoben sein. Und dann sollte Terry das Grauen erleben.

Dann war sie tatsächlich Freiwild. Doch vorher hatte sie noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen.

Sie hatten den Wohnwagen des Mandarins erreicht. Niemand hielt sich in der näheren Umgebung des Wagens auf. Die Diener des Dämons mieden instinktiv den direkten Bereich der Behausung. Wenn der Mandarin von ihnen etwas wollte, ließ er sie rufen.

Nur Lui Latero befand sich in der Nähe. Er übte, warf mit rasender Geschwindigkeit seine Messer auf einen in den Boden gerammten Holzpfahl.

Als er Andrax und Terry Bendix sah, hörte er auf, sammelte seine Messer ein und kam zu ihnen.

Sein verlebtes Gesicht wurde von einem widerlichen Grinsen geprägt. Wie ein Sack hing der helle zerknitterte Anzug um seine Gestalt. Der dünne Rollkragenpullover wies Schwitzflecken auf. Das fettige Haar klebte im Nacken.

»Da ist ja die Hübsche«, sagte er. »Der Mandarin hätte sofort seine

magischen Fähigkeiten einsetzen sollen, dann wäre uns viel erspart geblieben.« Latero ließ seinen Blick über die Gestalt der Frau wandern.

»Eigentlich zu schade, um zu sterben«, sagte er. »Ich brauche wieder eine neue Partnerin.«

»Du hältst dich zurück«, sagte Andrax kalt.

Terry Bendix hatte den Dialog teilnahmslos verflogt. Sie reagierte nur auf Befehle des Mandarins.

Andrax ließ sich von Latero nicht länger aufhalten, sondern klopfte in einem bestimmten Rhythmus gegen die Tür des Wohnwagens, die sich Augenblicke später lautlos öffnete, und schon bald hatte die Dunkelheit die beiden Neuankömmlinge verschluckt.

Der Mandarin saß wieder auf seinem Stuhl. Das M auf seiner Brust leuchtete wie ein Fanal, ließ gerade die Umrisse des Dämons erkennen.

»Sie ist da, Meister«, sagte Andrax, ließ Terry los und trat einen Schritt zurück.

Der Mandarin kicherte hohl. »Ich wußte doch, daß sie mir nicht widerstehen konnte.« Dann beugte er sich etwas vor und tastete mit seiner kalten Totenhand nach dem Körper der Frau.

Willenlos ließ Terry alles mit sich geschehen.

Der Mandarin lehnte sich zurück. »Wie fühlst du dich?« fragte er leise.

»Gut.«

»Das freut mich. Jeder, der zu mir kommt, fühlt sich gut. Und deshalb wirst du mir auch einige Fragen beantworten.«

»Ja.« Wieder die stereotype Antwort.

»Du kennst einen Mann namens John Sinclair?«

»Ja.«

»Kennst du ihn gut?«

»Nein. Ich habe ihn heute zum erstenmal gesehen.«

»Aber er hat Eindruck auf dich gemacht?«

»Das stimmt.«

»Er gefällt dir also, und du würdest viel für ihn tun, wenn ich dich richtig verstanden habe.«

»Ja.«

»Gut.« Der Mandarin kicherte. »John Sinclair ist uns kein Unbekannter. Er ist unser schlimmster Feind. Wahrscheinlich wird er heute abend hierher kommen. Du wirst ihn empfangen und sofort zu mir bringen. Versprichst du das?«

»Ich werde alles tun, was du willst.«

»Ich sehe, wir verstehen uns. Vielleicht habe ich danach auch einen Platz für dich in unserem Zirkus. Lui braucht eine neue Partnerin. Und warum soll es nicht Coras Schwester sein? Du weißt, was mit Cora

geschehen ist?«

»Sie ist tot.«

»Weißt du auch, wer sie umgebracht hat?«

»Ja, es war der Mann mit den Messern.«

»Hast du auch davon der Polizei erzählt?«

»Natürlich. Ich habe Oberinspektor Sinclair alles gesagt, was ich gesehen habe.«

»Verdammt.« Der Mandarin schlug mit der Faust auf die rechte Armlehne seines Stuhls. Sekundenlang spielte er mit dem Gedanken, mit Terry kurzen Prozeß zu machen, da sowieso schon alles verraten worden war. Aber dann fiel ihm ein, daß er mit ihr immer noch eine gute Geisel hatte. Und dieser Sinclair würde kommen. Das stand für den Mandarin fest.

Der Mandarin zischte Andrax einen Befehl zu. »Schaff sie jetzt weg«, sagte er, »und dann bereite alles für die Abendvorstellung vor.«

»Ja, Meister«, sagte Andrax. Er faßte Terry Bendix am Arm und verließ mit ihr den großen Wohnwagen.

Lui Latero war verschwunden. Andrax und Terry Bendix gingen auf einen etwas kleineren Wagen zu, und Andrax zog die Tür auf. »Hier wirst du vorerst bleiben«, sagte er. Dann knallte er die Tür wieder zu.

Das war genau der Augenblick, in dem der Mandarin den magischen Bann wieder aufhob.

Terry Bendix war plötzlich wieder Herr über ihren Willen.

Als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht, so kam sie sich vor. Verdutzt rieb sie sich die Augen, sah die fremde Umgebung und starrte verständnislos umher.

Sie sah die beiden Liegebänke im vorderen Teil des Wohnwagens. Die zweite Hälfte war durch einen Vorhang getrennt worden. Durch zwei sich gegenüberliegende Fenster drang Tageslicht in das Innere.

Terrys Herz klopfte schneller. Angst stieg in ihr hoch. Verzweifelt begann sie zu überlegen, versuchte die Leere in ihrem Gehirn zu verscheuchen.

Wo war sie hier? Und wer hatte sie hierher gebracht?

Terry ging zur Tür, drückte die Klinke und stellte im nächsten Moment fest, daß abgeschlossen war.

Man hielt sie gefangen! Eine Woge der Panik überflutete die Frau. Sie begann zu zittern, lief dann die paar Schritte zum Fenster und warf einen Blick nach draußen.

Sie sah die zahlreichen Wohnwagen, das große Zelt, die seltsamen Gestalten – und plötzlich wurde ihr alles klar.

Sie befand sich auf dem Gelände des Zirkus Luzifer!

»Mein Gott«, flüsterte Terry Bendix. Sie preßte ihre rechte Hand gegen den Mund, unterdrückte im letzten Augenblick einen Schrei.

Was hatte man mit ihr vor? Und wie war sie hier überhaupt

hingekommen.
Immer wieder stellte sich Terry die Fragen, doch eine Antwort konnte sie nicht finden.
Schließlich ließ sie sich weinend auf einen kargen Schemel fallen. Terry Bendix merkte nicht, daß sich hinter ihrem Rücken der Vorhang teilte und eine schmale, weiße, mit spitzen Fingernägeln versehene Frauenhand erschien und sich langsam ihrer Schulter näherte.
Die Hand gehörte Ilonka, der Untoten…

***

Die Gier nach Blut hatte Ilonka getrieben, sie war auf einmal stärker gewesen als die Angst vor dem Mandarin. Er hatte es nicht geschafft, den Urtrieb der Vampirin völlig einzudämmen.
Deutlich zeichnete sich der Hals des Opfers ab, und unter der samtenen Haut pochte das Blut in den Adern.
Ilonka wurde rasend. Sie verging fast vor Gier. Nur noch eine Handspanne war sie von dem köstlichen Blut entfernt.
Da geschah es. In ihrer Hektik machte die Untote eine zu hastige Bewegung. Der Vorhang wellte sich. Stoff rieb über Stoff.
Es raschelte. Das Geräusch schreckte Terry Bendix aus ihrer Lethargie. Sie sprang auf und wirbelte gleichzeitig herum.
Eine Vampirfratze starrte sie an. Höhnisch blinkten die langen Eckzähne, der Mund war zu einem bösen verzerrten Grinsen verzogen.
»Darauf habe ich lange gewartet«, fauchte Ilonka. »Jetzt sind wir allein, und kein John Sinclair kommt, um dich zu retten. Nun kann ich endlich den Tod meiner Schwester rächen.« Mit einem wütenden Fußtritt fegte die Untote den Schemel zur Seite. Es gab einen dumpfen Laut, als er gegen die Wand des Wohnwagens polterte.
Der Weg zu Terry Bendix war frei. Die rothaarige Frau war bis an die Tür zurückgewichen. Angst peinigte sie, abwehrend hatte sie beide Arme vorgestreckt. Die Untote schüttelte den Kopf, daß die langen schwarzen Haare folgten. »Was habt ihr mit Tanja gemacht?« flüsterte sie. »Ich muß sie rächen, ich muß…«
»Aber ich habe doch nichts getan!« kreischte Terry. »Ich habe Tanja nicht einmal gesehen. So laß mich doch in Ruhe, mein Gott!«
»Ah!« Die Vampirin zuckte zurück. Wut flammte in ihren Augen auf. »Sag dieses Wort nicht noch einmal!« fauchte sie.
Die Untote kam wieder näher, wie ein Raubtier schlich sie um ihr Opfer. Sie wollte Terry Bendix keine Chance mehr lassen, aber auch Terry hatte sich wieder gefangen. Die erste Panik war vorbei. Unzählige Gedanken schossen durch ihren Kopf und kristallisierten sich auf einen Punkt.
Auch Vampire sind verwundbar! Allein der Anblick eines Kreuzes scheucht sie weg.

Ein Kreuz! Der Begriff faszinierte Terry Bendix. Aber woher nehmen? Gehetzt zuckte Terrys Blick umher, blieb auf dem neben ihr liegenden Schemel haften. Das Sitzmöbel sah nicht gerade stabil aus.

Der Vampirin war die Veränderung in Terrys Benehmen nicht entgangen. Sie wollte jetzt endlich kurzen Prozeß machen und stürzte sich vor.

Im gleichen Augenblick riß Terry den Schemel hoch. Sie wußte selbst nicht, woher sie die Kraft nahm und ihn gegen den Kopf der Untoten schmetterte. Aber wahrscheinlich war es der reine Selbsterhaltungstrieb, der Terry so handeln ließ.

Die Frau traf voll. Der Schemel krachte in das Gesicht der Untoten, die ihre Arme nicht mehr als Deckung hochreißen konnte.

Ilonka flog zurück, bis in den Vorhang hinein, der ihren Schwung nicht stoppen konnte. Stoff riß. Ilonka hatte sich im letzten Moment festklammern wollen und genau das Gegenteil damit erreicht. Eine Hälfte des Vorhangs glitt aus der Schiene und fiel über die Untote.

Sekundenlang hatte Ilonka damit zu tun, sich aus dem Stoff zu wickeln. Sie kreischte dabei wie eine Furie.

Terry Bendix hielt noch immer den Schemel in der Hand. Mit voller Kraft knallte sie ihn jetzt auf den Boden des Wohnwagens.

Der Schemel brach auseinander. Terry hielt plötzlich das Bein in der Hand. Wieder riß sie den Schemel hoch und schmetterte ihn zu Boden. Holz splitterte, und Terry hatte erreicht, was sie wollte. Jetzt hatte sie zwei Schemelbeine zur Verfügung. Nur zwei Holzstücke, die sie allerdings zu einem provisorischen Kreuz übereinander legen konnte.

Ilonka hatte es geschafft und sich aus dem Vorhang gewühlt.

Und da stand Terry Bendix auf einmal vor ihr und hielt der Untoten das Kreuz entgegen.

Ilonka brüllte! Ihr panischer Schrei jagte durch den kleinen Wohnwagen und gellte in Terrys Ohren. Die Vampirin hockte noch immer auf dem Boden, das Gesicht zu einer entsetzlichen Grimasse verzerrt. Sie versuchte zurückzukriechen, wand sich zuckend über den Boden.

»Geh weg!« kreischte sie. »Geh weg!« Terry stand zitternd vor ihr. Ihre Lippen bebten, formten Worte, die sie selbst nicht verstand.

Ilonka fuchtelte mit beiden Armen, warf den Kopf hin und her. Der Anblick des Kreuzes mußte ihr gräßliche Schmerzen bereiten. Sie wollte hinter den Vorhang in Deckung kriechen, doch Terry ließ nicht locker. Gnadenlos verfolgte sie die Untote, trat mit den Füßen den auf dem Boden liegenden Vorhang zur Seite und war nur von dem Willen beseelt, die Untote endgültig zu vernichten. Sie hatte sämtliche Angstschranken abgebaut, jetzt ging es nur noch um ihr eigenes Leben.

Doch dann änderte sich die Situation.

Mit einem Knall flog plötzlich die Tür des Wohnwagens auf.

Terry wirbelte herum. Andrax stand auf der Schwelle. Seine Augen sprühten einen tödlichen Haß. Mit einem Blick erfaßte er, was vorgefallen war.

Andrax bewegte sich wie ein Blitz. Terry sah einen Schemen auf sich zufliegen, und dann klatschte schon eine harte Hand in ihr Gesicht.

Die rothaarige tapfere Frau wurde zur Seite geschleudert und fiel zu Boden.

Ilonka begann gräßlich zu lachen. Dabei schrie sie: »Ja, gib es ihr, sie muß sterben. Sie hat es nicht anders verdient.«

Doch Andrax ließ sich nicht beirren. Er wußte, daß Ilonka die eigentlich Schuldige war und riß sie mit einem gewaltigen Ruck vom Boden hoch. Dann kam seine Faust. Es war ein gemeiner hinterhältiger Schlag, der einen Menschen getötet hätte, doch die Vampirin empfand keinen Schmerz. Sie flog nur durch den Wohnwagen und krachte mit dem Hinterkopf gegen ein Fenster, dessen Scheibe klirrend zu Bruch ging.

Mit geschmeidigen Schritten war Andrax sofort wieder bei ihr und zog sie zu sich heran.

»Wenn du das noch einmal versuchst, dann schicke ich dich endgültig zum Teufel.«

Die Untote kicherte. »Das wird dem Mandarin aber gar nicht gefallen.« Ilonka hatte ihre Sicherheit wiedergefunden, doch Andrax' Antwort setzte ihr sofort wieder einen Dämpfer auf.

»Was meinst du, was der Mandarin sagt, wenn ich ihm erzähle, daß du die Frau angegriffen hast.«

Darauf gab Ilonka keine Antwort. Terry Bendix hatte den Dialog genau verfolgen können. Allerdings konnte sie die beiden nicht sehen, denn die rechte, noch heil gebliebene Hälfte des Vorhangs verdeckte sie.

Eine wahnwitzige Idee formte sich in Terrys Gehirn.

Die Tür war offen! Ein Fluchtweg… Terry stand auf. Noch immer brannte ihre Wange von dem Schlag, und sie hatte das Gefühl, ihre linke Gesichtshälfte wäre doppelt so dick wie normal.

Terry schlich auf die Tür zu. Sie konnte von diesem Wohnwagen aus bis zu dem großen Zelt hinüberblicken. Dort hatten sich schon zahlreiche Menschen versammelt, um ihre Eintrittskarte für die Abendvorstellung zu lösen.

Menschen! Nur sie konnten ihr helfen. Wenn sie es schaffte dorthinzugelangen, dann war vielleicht noch nicht alles verloren.

Terry warf einen Blick zurück. Andrax und Ilonka sprachen noch immer miteinander.

Schnell war Terry Bendix an der Tür. Eine dreistufige Holzleiter führte vom Wagen zum Boden hinunter.

Drei Schritte nur, dann hatte sie es geschafft.
Terrys Herz klopfte schneller. Sie überwand die kleine Leiter mit einem Sprung. Doch kaum hatten ihre Füße den Boden berührt, da spürte sie hinter sich eine Bewegung.
Terry kam nicht einmal mehr dazu zu schreien.
Ein harter Arm riß sie herum, in die Deckung des Wohnwagens. Eine Hand preßte sich auf ihren Mund, erstickte jeden Schrei.
Aus! schrie es in Terry. Jetzt ist alles verloren…

***

»Da scheint doch einiges los zu sein«, sagte Bill Conolly und deutete auf den Eingang des Zirkuszeltes. »Na ja, kein Wunder bei der heißen Reklame.«
John nickte. Vor dem Eingang – über dem mit großen Leuchtbuchstaben ZIRKUS LUZIFER stand – warteten die Besucher in einer langen Menschenschlange. In dem kleinen Kartenhäuschen saß nur ein Mann und kassierte das Eintrittsgeld.
John Sinclair und Bill Conolly, die beide in Deckung des Bentley standen, konnten von dem Kassierer nur jeweils die Hand sehen, wenn sie vorschoß, das Geld nahm und dafür eine Karte ausgab.
Der Oberinspektor hatte bereits zwei Karten im Vorverkauf besorgt. Die Plätze lagen nebeneinander. John hatte Logenkarten genommen, er wußte, daß man von diesen Plätzen aus den besten Überblick hatte.
Bill Conolly trat seine aufgerauchte Zigarette aus. »Dann wollen wir mal«, sagte er unternehmungslustig.
»Moment.« John hielt seinen Freund an der Schulter zurück. »Du kannst schon gehen, aber ich sehe mich noch mal ein bißchen um.«
»Nein.« Bill schüttelte den Kopf. »Wenn, dann gehen wir gemeinsam.«
»Jetzt mach’ keinen Quatsch«, sagte John Sinclair ärgerlich. »Ich bin schon da, wenn die Vorstellung beginnt, keine Angst. Aber einer von uns muß ja auch den Innenraum des Zirkus beobachten.«
»Wie immer bin ich der Dumme«, maulte Bill, holte Johns Karte aus der Tasche und drückte sie dem Oberinspektor in die Hand. »Na, dann sieh mal zu.«
Bill Conolly grinste John noch mal an und schlenderte dann hinüber zum Eingang. Schon bald war er zwischen den zahlreichen Menschen untergetaucht.
Der Geisterjäger wartete noch einige Minuten ab, ehe er sich auf den Weg machte.
John hatte vor, sich die Umgebung des Zeltes einmal genau anzusehen. Ihn interessierten der Fuhrpark mit den Wohnwagen und hastig zusammengezimmerten Bretterbuden. Wenn jemand in diesem Zirkus etwas zu verbergen hatte, mußte er es ja irgendwo

aufbewahren. Vor allen Dingen wartete John darauf, der zweiten Vampirin zu begegnen.

Es war noch hell. Kleine Wolken bedeckten den graublauen Himmel. Vom letzten Regen war der Boden aufgeweicht. Fahrzeuge hatten tiefe Spuren auf den Parkwiesen hinterlassen.

John Sinclair war noch einmal im Krankenhaus gewesen. Er hatte dort den Arzt so zurechtgestutzt, daß ihm kein Hut mehr paßte, bildlich gesprochen. John hatte es sich weiterhin offen gelassen, irgendwelche Schritte gegen Doktor Purdom zu unternehmen. Indirekt war Terry Bendix durch seine Schuld verschwunden, da er die Aufsichtspflicht zu sehr vernachlässigt hatte.

Terry Bendix! Für John war es wie ein Stichwort. Er mußte die Frau finden. Für ihn bestand kein Zweifel, daß man Terry in den Zirkus gelockt hatte. Vielleicht war sie auch gar nicht mehr am Leben, sondern geisterte als Untote durch die Gegend.

Johns Magen krampfte sich zusammen, wenn er daran dachte. Dann hatte er eine mehr als schlimme Pflicht zu erfüllen. Beruhigend fühlte sich der Druck seiner mit geweihten Silberkugeln geladenen Pistole an. Die Beretta hatte ihm schon manchen guten Dienst erwiesen. John hatte auch ein Reservemagazin eingesteckt, sowie einige andere magische Abwehrmittel.

Der Geisterjäger war gespannt, hinter welcher Maske sich der Chef dieses dämonischen Zirkus’ verbarg und welche Absichten er mit seinem Tun verfolgte. Es war nicht so, daß Dämonen willkürlich zuschlugen, nein, hinter all ihren Grausamkeiten verbarg sich immer ein Ziel.

Langsam schlenderte John über den großen Vorplatz, Äußerlich unterschied er sich nicht von den anderen Besuchern, die lachend und schwatzend dem Eingang zustrebten. Doch Johns Blicke waren überall, registrierten jede verdächtige Bewegung.

Doch von dem Zirkuspersonal war vorerst nichts zu sehen. Es mußte sich wohl noch hinter dem großen Zelt aufhalten.

John Sinclair ging an dem Eingang vorbei. Die rote Leuchtschrift übergoß sein Gesicht mit blutrotem Schein. Weit waren die Planen des Eingangs zurückgeschoben worden, John konnte einen Blick in das Innere des Zeltes erhaschen.

Das weite Rund war schon zur Hälfte gefüllt. Er sah die runde Manege, in der Sand und Sägespäne lagen. Trapezschaukeln hingen von der Dachverstrebung des Zeltes. Der Manegeneingang war noch durch einen grünen Vorhang verdeckt. Er lag dem Haupteingang genau gegenüber. Aus mehreren Lautsprechern erklang Musik. Es waren bekannte Schlagermelodien.

John ging weiter, ließ Lärm und Trubel hinter sich zurück. Er hielt sich im Schatten der Zeltwand, mußte aber immer darauf achten,

nicht über Leinen oder in den Boden gerammte Pflöcke zu stolpern.

Unter einer Plane stand ein Generator, der den Zirkus mit Strom versorgte. Sein sattes Brummen wirkte wie das Summen eines Bienenschwarms.

Jetzt sah John auch einige Mitglieder des Zirkus Luzifer. Ein sagenhaft dünner Mann mit einem übergroßen Kopf führte seltsame Verrenkungen durch. Es schien, als hätte er gar keine Knochen im Leib. Das Gegenstück zu ihm war eine ungeheuer dicke Frau. Sie konnte sich kaum bewegen. Ihr Gesicht glich einem Vollmond. Speckig und glänzend. Die Augen waren gar nicht mehr zu sehen. Strähniges graues Haar verdeckte die Ohren.

John schüttelte den Kopf. Es war eine Strafe der Natur, wenn man so aussah wie die Frau. Aber noch schlimmer waren die Leute, die mit ihr Geld verdienten.

Der Oberinspektor entdeckte noch einige seltsame, von der Natur nur mit Fehlern versehene Menschen, aber auf Dämonen war er noch nicht gestoßen.

Die einzelnen Wohnwagen standen wirr durcheinander. Durch dieses Kreuz und Quer bildeten sie einen regelrechten Irrgarten.

John hielt die Augen offen. Aber weder den Messerwerfer noch die Vampirin bekam er zu Gesicht. Es war, als hätten sie sich in Luft aufgelöst.

Doch dann wurde John angesprochen. Plötzlich tauchte ein mittelgroßer Kerl mit der Maske eines Totenschädels auf. Der Schädel war aus weichem Plastik, und der Mann hatte ihn bis zur Stirn hochgezogen. Sein Gesicht darunter wirkte böse und verkniffen.

»Was suchen Sie hier?« herrschte er John an. »Der Eingang ist weiter hinten.«

Der Geisterjäger war stehengeblieben. »Ich möchte den Chef sprechen«, erwiderte er. »Und ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie der Direktor sind.«

Der Mann ging zurück. Seine Augen funkelten wütend. »Der Herr Direktor ist für niemanden zu sprechen!« zischte er. »Und jetzt verschwinden Sie, sonst lasse ich Sie wegschaffen.«

John grinste. »Soll das eine Drohung sein?«

»Fassen Sie es auf, wie Sie wollen.« Der Oberinspektor blieb weiterhin gelassen. »Keine Sorge, Mister, ich werde den Weg zu Ihrem Direktor schon allein finden.«

Damit war der Mann nun gar nicht einverstanden. Er sprang zurück, steckte zwei Finger in den Mund, und ehe John es verhindern konnte, stieß er einen gellenden Pfiff aus.

John, der allzu großes Aufsehen unbedingt vermeiden wollte, gab dem Kerl einen Stoß und verschwand blitzschnell hinter einem rot angestrichenen Wagen. Er tauchte in eine schmale Gasse, sprang über

ein am Boden liegendes Faß und blieb neben einem mit vergitterten Fenstern versehenen Wagen stehen.

Sogar noch hier hörte er den Kerl schreien und toben. Es lag auf der Hand, daß jetzt die große Suche beginnen würde. John war das gar nicht recht, daß man ihn schon so früh entdeckt hatte.

Er hatte sich eng an die Wand gepreßt, ging dann ein paar Schritte vor, sah einige Leute zwischen den schmalen Wagen herumhasten und zuckte auf einmal wie elektrisiert zusammen.

Aus einem Wohnwagen schlich eine Frau.

Terry Bendix! Sie ging die paar Stufen der Holzleiter hinunter, hatte aber kaum den Boden berührt, da tauchte aus der Deckung des Wagens der Messerwerfer auf, packte die Frau und zog sie in einen schmalen Gang zwischen zwei Wohnwagen.

Beide hatten John nicht entdeckt. Der Geisterjäger zögerte keine Sekunde länger. Ein schneller Blick bewies ihm, daß die Luft rein war.

Dann hetzte er los, überwand die Distanz mit schnellen Schritten und war plötzlich hinter dem Messerwerfer.

Der ahnte zwar die Gefahr, konnte aber nicht mehr reagieren.

Johns Hand krallte sich in das lange Haar des Kerls. Er riß Latero herum und jagte ihm eine knallharte Rechte auf den Solar Plexus. Latero brach zusammen. Terry Bendix war ein Stück weiter getaumelt, hatte sich an der Wand des Wohnwagens abstützen können und sah John Sinclair mit ungläubigem Blick an.

Der Oberinspektor konnte sich vorerst nicht um die Frau kümmern, denn Latero fingerte bereits nach seinem Messer.

Johns Fuß schoß vor. Er traf Lateros Messerarm. Der Mann stöhnte auf. Die Klinge entfiel seinen kraftlos gewordenen Fingern. An den Aufschlägen seiner Jacke riß Sinclair den Kerl hoch. Latero jammerte wie ein kleines Kind. »So!« zischte der Geisterjäger, »und jetzt mal raus mit der Sprache. Was habt ihr mit der Frau vorgehabt?«

In Lateros Gesicht zuckte es. Säuerlicher Schweißgeruch strömte in Johns Nase. Der Kerl schwitzte vor Angst, biß aber trotzig die Zähne zusammen.

»Ich frage zum letztenmal«, sagte John gefährlich leise. »Was soll heute abend laufen? Und was hattet ihr mit der Frau vor?«

»Wir – wir…« Plötzlich weiteten sich Lateros Augen.

Im gleichen Augenblick schrie auch schon Terry Bendix: »Vorsicht, John!«

Sinclair ließ den Mann los und warf sich zurück. Keine Sekunde zu früh, die Klauen der Vampirin verfehlten ihn nur um Haaresbreite.

Wie eine Furie war Ilonka aus dem Wagen gestürmt, nachdem ihr das sicher geglaubte Opfer schon wieder entwischt war. Und dann hatte sie John Sinclair gesehen, den Mann, den sie mehr haßte, als alles andere auf der Welt.

Ilonka war wie von Sinnen. Sie stürzte sich auf John Sinclair, und in der engen Gasse zwischen den beiden Wohnwagen entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod.

John war durch seine schnelle Reaktion aus dem Tritt gekommen. Zu heftig war er gegen die Wand des anderen Wohnwagens geprallt und kam jetzt nicht mehr dazu, seine Waffe zu ziehen, denn die Untote griff an.

Hart stieß sie mit John zusammen. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Genau wie der gräßliche Mund mit den blutleeren Lippen und den beiden mörderischen Zähnen.

John gelang ein Karatestoß, doch Ilonka schluckte den Hieb, ohne mit der Wimper zu zucken. Wieder zeigte sich ihre Unempfindlichkeit gegen Schmerzen.

Ihre Hände hatten sich in Johns Jackett verkrallt. Nur eine Handspanne war ihr gräßliches Gesicht von John Sinclairs Augen entfernt. Die Untote besaß die Kräfte der Hölle. Sie drückte John Stück für Stück zurück, bis er die Wand eines Wagens in seinem Rücken spürte.

Der Geisterjäger riß sein Knie hoch. Er sah aus den Augenwinkeln, daß sich Latero aufgerappelt hatte. Sein rechter Arm hing bewegungsunfähig am Körper herab. Aber in der linken Hand funkelte schon wieder eine seiner mörderischen Klingen. Mit verzerrtem Gesicht schlich er auf die beiden Kämpfenden zu.

Latero war blind in seinem Haß. Er wollte John Sinclair umbringen. Doch auch die Untote ließ nicht locker. Sie hatte den Kniestoß verdaut, und es war ihr gelungen, die flache Hand gegen Johns Stirn zu pressen.

Der Kopf des Geisterjägers wurde zurückgedrückt. Die kalte Totenhand der Vampirin verdeckte seine Augen. John war so gut wie blind, und seine Bewegungsfreiheit war eingeengt. Ilonka drückte mit ihrer ganzen Kraft und ihrem gesamten Gewicht gegen ihn.

Immer wieder rammte John seine Fäuste in den Leib der Untoten. Doch ohne Erfolg.

Jetzt war Latero heran. »Laß ihn mir!« brüllte er. »Laß ihn mir!«

Mit der linken Hand holte er zu einem mörderischen Messerstoß aus.

Doch Ilonka hörte nicht. »Geh weg!« fauchte sie, zog einen Arm zurück und schlug nach Latero.

Der Messerwerfer duckte ab. Aber durch Ilonkas unbeherrschte Reaktion hatte John Sinclair etwas mehr Bewegungsfreiheit bekommen, die er sofort nützte.

Ein sensender Karatehieb fegte auch den anderen Arm der Untoten zur Seite.

Ilonka flog zurück, krachte gegen den anderen Wohnwagen und war sekundenlang außer Gefecht gesetzt.

Latero hatte freie Bahn. Die Klinge wischte durch die Luft. John sah das Blitzen vor seinen Augen, hörte Terrys gellenden Schrei und warf sich im allerletzten Augenblick zur Seite.

Haarscharf über seinen Kopf hinweg fetzte das Messer das Holz des Wohnwagens auf. Latero hatte soviel Wucht hinter den Stoß gelegt, daß er selbst auch gegen die Wand geworfen wurde.

Wütend brüllte er auf und bemühte sich verzweifelt, das Messer aus dem Holz zu reißen.

John Sinclair lag auf dem Boden, mit den Beinen halb unter dem Wohnwagen.

Und da kam die Vampirin. Jetzt sah sie ihre Chance, den Geisterjäger endgültig zu vernichten.

Doch der Oberinspektor hielt längst seine Pistole in der Hand. Zweimal zog er den Abzug durch.

Die beiden geweihten Silberkugeln trafen die Untote mitten im Sprung, stoppten sie und schleuderten sie zurück.

John Sinclair hatte genau getroffen. Die Geschosse waren Ilonka in Höhe des Herzens in die Brust gedrungen.

Ein gräßlicher ohrenbetäubender Schrei drang aus dem Mund der Untoten. Ilonka drehte sich wie ein Kreisel. Ihre Arme wischten durch die Luft, sie strampelte mit den Beinen, ihr Kopf flog in den Nacken, die langen schwarzen Haare wehten wie ein Schleier durch die Luft.

Sekundenlang nur tobte der Kampf, dann brach die Untote zusammen.

John hielt noch immer die Waffe in der Hand. Er hatte die Lippen zusammengepreßt, die Narbe auf seiner rechten Wange war feuerrot angelaufen.

Lui Latero stand auf dem Fleck wie ein Denkmal. Er hatte noch immer seine linke Hand um den Messergriff gekrallt und sah aus weit aufgerissenen Augen dem Todeskampf der Untoten zu.

Ilonka hatte das Ende ihres unseligen Daseins erreicht. Sie lag ächzend auf dem Boden und begann langsam aber stetig zu verfallen.

Der Prozeß begann an den Füßen, setzte sich immer weiter fort und hatte schon bald das Gesicht erreicht.

Zurück blieb grauer Staub und ein Bündel Kleider, zwischen denen zwei silberne geweihte Kugeln glänzten.

Totenstille hatte sich über den makabren Kampfplatz gesenkt. Eine Stille, die plötzlich durch eine eiskalte Stimme unterbrochen wurde.

»Bravo, Oberinspektor Sinclair. Kompliment. Sie sind noch gefährlicher als ich dachte. Aber kugelfest sind Sie auch nicht, mein Lieber.«

John wandte den Kopf. Am Ende des schmalen Weges stand ein Mann. Er war ganz in Schwarz gekleidet und hatte hellblondes, ziemlich langes Haar. Unter der breiten Stirn funkelten zwei eiskalte

Augen. Ein spöttisches überhebliches Lächeln kerbte die Mundwinkel.
Das hätte John gar nicht mal so sehr gestört. Es war vielmehr die Maschinenpistole, die seine Lage so hoffnungslos erscheinen ließ, und deren Mündung genau auf Terry Bendix zeigte.
Der blondhaarige Mann lachte kalt. »Es ist aus, John Sinclair. Du hast verloren, mein Freund. Ich gebe dir genau zwei Sekunden, dann hast du deine Kanone weggeworfen, es sei denn, du willst die Puppe hier gern tot vor dir liegen sehen…«

***

Der Geisterjäger knirschte in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen. Jetzt hatte er sich also doch noch überrumpeln lassen.
Der Kerl mit der Maschinenpistole sah nicht danach aus, als ob mit ihm zu spaßen wäre, und John zog es deshalb vor, seine Pistole zur Seite zu werfen.
Andrax bückte sich blitzschnell und steckte sie ein. Dabei wich die Mündung der Kugelspritze um keinen Zoll zur Seite. Andrax war wirklich ein Profi.
Neben John stieß Lui Latero pfeifend den Atem aus. Dann lachte er häßlich und riß mit einem gewaltigen Ruck sein Messer aus der Holzwand des Wohnwagens.
Breitbeinig baute sich Latero vor John Sinclair auf. »Jetzt schneide ich dir die Gurgel durch, du Hund«, preßte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Du hast mir den Arm ausgekugelt, aber das ist mir dein Tod schon wert.«
Latero wollte eine gedankenschnelle Handbewegung machen, die aber schon im Ansatz durch Andrax' Stimme gestoppt wurde.
»Nichts wirst du tun, Lui. Gar nichts. Dieser Mann gehört dem Mandarin, genau wie die rothaarige Puppe.«
Latero duckte sich und steckte enttäuscht das Messer weg. »Irgendwann kriege ich dich doch«, zischte er dem Oberinspektor zu.
John Sinclair ignorierte den Kerl. Er wandte sich an den Mann mit den blonden Haaren. »Kann ich aufstehen, Mister…« Das Mister dehnte er etwas, so wie jemand, der unbedingt einen Namen erfahren wollte. Und Andrax fiel darauf herein.
»Ich heiße Andrax«, sagte er. »Merk dir den Namen gut, Bulle. Wahrscheinlich werde ich es sein, der dich hinterher zur Hölle schicken wird.«
John konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Verdammt viele, die den Wunsch haben. Nun, eure Vampirin hat es ja nicht geschafft.«
»Halt die Schnauze!« fuhr Andrax den Oberinspektor an. »Und jetzt steh auf!«
John Sinclair erhob sich mühsam. Seine Blazer-Kombination sah aus wie eine Schlammbahn. Genau wie die Hände und ein Teil des

Gesichts.
Andrax ging einen Schritt zurück und ließ John Sinclair an sich vorbeigehen und neben Terry Bendix Aufstellung nehmen. Dabei achtete er darauf, immer genügend Abstand zwischen sich und dem Oberinspektor zu haben, denn Andrax wollte nicht riskieren, durch einen plötzlichen Angriff überrascht zu werden.
John lächelte Terry Bendix aufmunternd zu. »Kopf hoch«, flüsterte er, »noch haben wir nicht verloren.«
Doch diese Aufmunterung entlockte Terry Bendix nicht einmal ein leichtes Lächeln.
Die Frau und John Sinclair mußten sich in Bewegung setzen. John konnte einen schnellen Blick auf die Uhr erhaschen und stellte fest, daß es bis zum Beginn der Vorstellung noch rund zwanzig Minuten Zeit waren.
Niemand nahm von ihnen Notiz, Die anderen Angestellten des Zirkus' gönnten ihnen kaum einen Blick. Anscheinend waren sie derartige Szenen gewöhnt.
Vor dem größten Wohnwagen mußten Terry und John stehenbleiben. Der Geisterjäger ahnte, daß er bald dem Direktor des Unternehmens gegenüberstehen würde, wenn man diesem Mann solch einen Titel geben wollte.
Doch vorher wurde Terry von John weggeschafft.
Zwei Kerle, die aussahen wie Ringer und außer einem Lendenschurz nichts weiter am Leibe trugen, nahmen sich des Mädchens an. Terrys letzter verzweifelter Blick brannte sich in Johns Gehirn fest.
Der Geisterjäger ballte die Hände zu Fäusten und verfluchte seine eigene verdammte Hilflosigkeit.
Während Andrax John weiterhin bewachte, klopfte Lui Latero gegen die Tür des Wohnwagens. Er tat dies in einem bestimmten Rhythmus, den John sich einprägte.
Die Tür schwang auf. John Sinclair mußte vorgehen und verschmolz mit der Dunkelheit, die im Wageninnern herrschte.
Dumpf fiel die Tür hinter ihm ins Schloß. Andrax stand neben dem Oberinspektor und drückte ihm die Mündung der Maschinenpistole in die Seite.
»Komm nur nicht auf dumme Gedanken«, raunte er leise. »Ich würde schneller schießen, als du reagieren kannst.«
John hörte gar nicht richtig hin. Er hatte sofort gespürt, daß noch jemand in der Nähe sein mußte. Eine dämonische Ausstrahlung ging von der Person aus, und die Nackenhaare des Oberinspektors stellten sich in die Höhe.
Dann gab es ein leises, scharrendes Geräusch, so als würde ein Stuhl gerückt oder gedreht.
Und plötzlich hörte John das Lachen, und gleichzeitig konnte er auch

das rote M sehen, das wie eine Flamme in der Dunkelheit leuchtete. »John Sinclair«, sagte eine rauhe Stimme, der man den mühsam unterdrückten Haß anmerkte. »Der berühmte Geisterjäger. Endlich habe ich dich. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich es einmal sein würde, der dich zum Teufel schickt. Ha, Asmodis wird sich freuen.«

John Sinclair blieb weiterhin gelassen. »Und wer bist du?« fragte er.

»Man nennt mich den Mandarin!«

»Nie gehört!« erwiderte John und gab seiner Stimme einen provozierenden Klang. »Ich habe bisher immer mit Dämonen zu tun gehabt, die eine Stufe höher standen.«

Der Mandarin fauchte wild. »Für diese Worte wirst du einen noch grausameren Tod sterben, Geisterjäger. Ja, eine Kugel wäre zu schade. Du wirst in meinem Zirkus eine Galavorstellung bekommen, und niemand kann dir helfen. Auch nicht ein gewisser Bill Conolly, den du als Rückendeckung mitgebracht hast. Um ihn kümmert sich im Augenblick schon jemand.«

John hielt die Luft an. Verdammt, woher wußte dieser Mandarin, daß er nicht allein gekommen war? Anscheinend war der Typ doch gerissener als John angenommen hatte.

»Bist du gar nicht neugierig, was wir mit dir anstellen werden, Sinclair?« fragte der Mandarain lauernd.

»Kaum, Ihr werdet euch schon etwas einfallen lassen.«

Den Mandarin ärgerte Johns zur Schau gestellte Sicherheit. Plötzlich brüllte er los. »Wir werden dich als Lebenden in einen Sarg stecken und als Toten dem Publikum präsentieren. Heute abend wird es meine Schau. Ich hatte vorgehabt, die Zuschauer zu hypnotisieren, aber vorher werde ich ihnen ein Schauspiel präsentieren, das sie nie vergessen werden. Ich, der Mandarin, werde dich vernichten, wie ein lästiges Insekt. Darauf kannst du Gift nehmen!«

John Sinclair glaubte dem Dämon aufs Wort!

***

Bill Conolly und John Sinclair hatten sich Karten für die teuersten Plätze gekauft. Nicht etwa weil sie zuviel Geld hatten – nein, von der Loge aus hatte man den besten Blick.

Die Sitzflächen und Rückenlehnen der Stühle waren mit grünem Cordsamt überzogen. Man saß relativ bequem, und Bill konnte auch seine langen Beine etwas ausstrecken. Bill hatte seine angewinkelten Arme auf die Lehnen gelegt und blickte sich um. Die beiden Plätze neben ihm waren frei. Auf einen würde sich nachher John Sinclair setzen.

Langsam füllten sich die Reihen. Es war ein gemischtes Publikum, nur fiel Bill auf, daß keine Kinder dabei waren. Aber der Zirkus Luzifer bot ja auch kein normales Programm.

Bill Conolly war durchaus davon überzeugt, daß Dämonologie mit im Spiel war und nicht alles nur auf Tricks beruhte. Johns Abenteuer mit der Vampirin hatten in ihm diese Überzeugung festgesetzt.

Der Vorhang zum Manegeneingang war noch geschlossen. Er war aus dickem dunkelblauem Stoff und reichte bis zum Boden. Scheinwerfer – durch Filter gemildert – warfen ihr Licht in die Arena.

Bill ließ seine Blicke kreisen. Es herrschte eine gespannte erwartungsvolle Atmosphäre unter dem Zirkusdach. Schon jetzt spürten die Zuschauer einen gewissen Nervenkitzel. Sie alle waren durch die außergewöhnliche Reklame angeheizt worden. Was würde sie in den kommenden Stunden erwarten?

Bill Conolly nahm an, nichts Gutes. Und er wurde auch ungeduldig. Ein Blick zur Uhr zeigte ihm, daß John jetzt langsam kommen konnte.

Der Reporter sah zum Eingang hin, konnte seinen Freund aber nicht entdecken.

Fast sämtliche Plätze waren jetzt besetzt. Nur noch vereinzelt kamen die Zuschauer in das Zelt. Aus diesem Grund fiel Bill auch die rothaarige Frau auf, die sich unschlüssig umsah, auf ihre Karte schaute und sich dann langsam durch die Reihen schob. Sie erreichte einen schmalen Gang, ging diesen hinunter und steuerte die Logenreihe an, in der auch Bill Conolly saß.

Dem Reporter fiel auf, daß das Gesicht der Frau eine maskenhafte Starre besaß.

Mißtrauen keimte in Bill auf. Die Frau nickte dem Reporter zu, sah noch einmal auf ihre Karte und nahm rechts neben Bill Platz. Automatisch schob sie ihren Rock zurecht und sah dann starr geradeaus.

Bill Conolly wurde unruhig. Drei Minuten noch bis zum Beginn der Vorstellung.

Mein Gott, wenn doch John endlich kommen würde.

Nervös fuhr sich der Reporter über das Gesicht. Dann blickte er die Frau neben ihm aus den Augenwinkeln an. Rotes Haar, kurz geschnitten, das Gesicht…

Bill Conolly begann zu überlegen. John Sinclair hatte ihm Terry Bendix ziemlich genau beschrieben. Dem Aussehen nach konnte sie es ohne weiteres sein. Wenn ja – aus welchem Grund hatte sie sich dann neben ihn gesetzt?

Die Sachlage wurde für den Reporter immer undurchsichtiger.

Jetzt öffnete die Frau ihre Handtasche, suchte einige Sekunden lang darin herum und ließ die Hand in der geöffneten Tasche.

Bevor Bill sich entschloß die Frau anzusprechen, sah er noch einmal zum Eingang hinüber.

Keine Spur von John Sinclair. Sein Platz am linken Außenrand der Loge blieb weiterhin leer. Die anderen Plätze – es gab acht an der Zahl

– waren besetzt.

Bill merkte, wie die rothaarige Frau neben ihm tief einatmete und plötzlich die Hand aus der Tasche zog.

Einen Atemzug später spürte Bill einen harten Druck an seiner rechten Hüfte. Die Frau hatte sich etwas zur Seite gebeugt und zischte: »Ich habe hier eine Pistole in der Hand, Mister Conolly. Wenn Sie sich nur einen Zoll falsch bewegen, muß ich schießen.«

Der Reporter versteifte sich. Er hatte plötzlich das Gefühl, eine Rasierklinge würde seinen Rücken hinunterfahren. Gewaltsam zwang er sich zur Ruhe.

»Und was soll das alles?« fragte er leise.

»Ich bin gezwungen worden, dies zu tun«, erwiderte die Frau.

»Sind Sie Terry Bendix?«

»Ja.«

»Was ist mit John Sinclair?«

»Ich weiß es nicht. Man hat ihn und mich überrumpelt. Er wurde zum Mandarin gebracht, und ich bekam den Befehl, mich neben Sie zu setzen und zu schießen, wenn Sie sich falsch benehmen und meinen Anweisungen nicht Folge leisten.«

Bill hatte mittlerweile seinen Schreck überwunden. »Es würde mir nicht schwerfallen, Sie zu überrumpeln.«

Terry Bendix lachte freudlos. »Das glaube ich Ihnen. Aber dann wäre auch ich dran, denn auf meinen Kopf ist ein Gewehr mit Zielfernrohr gerichtet, und man hat mir erzählt, daß der Schütze noch nie vorbeigeschossen hat.«

»Verdammt«, fluchte Bill. Es war eine fatale Situation. Brachte er sich in Sicherheit, war unter Garantie das Leben der Frau verwirkt. Und er hatte Terry Bendix dann auf dem Gewissen. Auch wenn das Licht mal erlöschen würde, gab es kaum eine Chance zu entkommen. Der hinterhältige Schütze wußte immer, wohin er zu zielen hatte. Außerdem würden bei solch einem Versuch auch noch Unschuldige in Gefahr gebracht. Nein, das wollte Bill auf keinen Fall riskieren. Aber er konnte es drehen und wenden, es blieb eine verteufelte Situation.

»Und was soll ich tun?« fragte Bill.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Terry Bendix. »Alles weitere wird wohl die Zeit ergeben. Wir müssen eben abwarten.«

Bill wollte noch etwas sagen, doch da ertönte ein Gongschlag, der dumpf in dem weiten Rund widerhallte.

Schlagartig verlosch das Licht. Bill war versucht aufzuspringen, doch er ließ es bleiben. Neben sich hörte er das hastige Atmen der rothaarigen Frau. Der Druck an seiner Hüfte verstärkte sich.

»Behalten Sie nur die Nerven«, flüsterte Bill mit heiserer Stimme.

Er war wohl der einzige unter den Zuschauern, der gesprochen hatte, denn in der Stille, die herrschte, hätte man die berühmte Stecknadel

fallen hören können.

Die Zuschauer hielten den Atem an. Und dann wurde die Stille von einem gellenden satanischen Gelächter unterbrochen. Es war so schrill und kreischend, daß es in den Ohren schmerzte.

Die Vorstellung im Dämonenzirkus hatte begonnen…

***

Sekunden später verstummte das Gelächter so abrupt, wie es begonnen hatte. Dafür zerteilte ein breiter, blutroter Scheinwerferstrahl die Dunkelheit und schuf eine kreisrunde Lichtinsel in der Manege.

Im Zentrum des Kegels stand ein Mann.

Andrax!

Zweimal drehte er sich um die eigene Achse, genoß die Blicke der Zuschauer, hob dann beide Hände und ließ sie wie zwei Bretter nach unten fallen.

Die Scheinwerfer verlöschten. Wieder breitete sich die tiefschwarze Dunkelheit aus, die nicht einmal von einer Notbeleuchtung durchbrochen wurde. Es schien, als habe sich ein riesiges schwarzes Tuch über Zuschauer und Manege gelegt.

Still war es. Still wie in einem Grab. Doch dann erklang aus den vier im weiten Rund aufgestellten Lautsprechern eine harte, etwas höhnisch klingende Stimme.

»Willkommen im Zirkus Luzifer, Ladys and Gentlemen. Ich darf Sie zum Kauf Ihrer Karte beglückwünschen, denn nun gehören Sie zu den wenigen Menschen, denen die Geheimnisse der Schwarzen Magie und Dämonologie nicht verborgen bleiben werden.«

Der Sprecher – es war Andrax – legte eine wirkungsvolle Pause ein. Die Zuschauer sollten seine Worte erst einmal verkraften. Dann redete er weiter. »Aber glauben Sie nicht, daß Sie nur unbeteiligte Zuschauer bleiben. Nein – denn auch Sie wird das Grauen streifen, und Sie werden den kalten Atem des Todes im Nacken spüren. Wenn Sie bisher noch nie Angst gehabt haben, heute werden Sie sie kennenlernen. Ich habe schon viele Männer erlebt, die sich für harte Kerle hielten. Aber als sie unser Programm sahen und selbst mitmachten, da zitterten ihnen die Knie, da rann eine fingerdicke Gänsehaut ihren Rücken hinab. Ich erzählte Ihnen nur zwei Beispiele, die nicht erlogen sind, sondern sich tatsächlich zugetragen haben…«

An Bill Conolly flogen die Worte des Anreißers einfach vorbei. Der Reporter nahm sie überhaupt nicht zur Kenntnis. Er hörte aber, wie Terry Bendix neben ihm aufstöhnte.

»Was ist?« flüsterte Bill. Der Druck der Pistolenmündung an seiner rechten Seite lockerte sich ein wenig.

Terry Bendix beugte sich noch mehr zu Bill Conolly hinüber.

»Jemand ist hinter mir. Ich spüre seinen Atem in meinem Nacken.« Die Stimme der rothaarigen Terry war nur ein Hauch.

Bills Muskeln verkrampften sich. Innerhalb von Sekundenbruchteilen war eine Idee in seinem Hirn aufgezuckt.

Wenn das tatsächlich stimmte, was Terry Bendix gesagt hatte, dann befand sich dieser Jemand ja auch in der Zielrichtung des Gewehres, wenn es nicht sogar die Person selbst war, die Terry im Visier gehabt hatte.

Bill Conolly riskierte alles. Vorsichtig drückte er den Waffenarm zur Seite. Widerstandslos ließ Terry es mit sich geschehen, und Bill Conolly fiel ein Stein vom Herzen.

Dann tauchte er blitzschnell unter, hockte einige Herzschläge lang auf dem Boden, atmete noch einmal tief ein und schnellte dann mit Urgewalt hoch.

Bills zusammengelegte Fäuste jagten durch die Luft, fegten über Terrys Kopf hinweg und trafen auf etwas Weiches. Es gab ein klatschendes Geräusch, dem ein gurgelnder unterdrückter Schrei folgte.

Bill Conolly hatte soviel Fahrt drauf, daß er über die Lehne hinweg kippte, genau in den schmalen Gang hinein hinter der Logenreihe, Die Zuschauerränge begannen erst ein Stück höher und waren zusätzlich zum Gang hin durch eine hüfthohe verkleidete Holzwand getrennt.

Andrax redete noch immer. Seine Stimme füllte das weite Rund und schluckte auch die Kampfgeräusche, die die beiden Männer verursachten, als sie so plötzlich aufeinandergeprallt waren.

Bill hatte den Überraschungseffekt auf seiner Seite gehabt, und es war ihm gelungen, seinen Gegner unter sich zu bekommen. Beide Fäuste umklammerten die Handgelenke des anderen, und der Kerl hielt tatsächlich ein Gewehr in der rechten Hand.

Bill stieß ihm das Knie in den Leib. Der Mann unter ihm zuckte, riß aber gleichzeitig seinen Kopf hoch.

Die Stirn knallte gegen Bills Nase, aus der augenblicklich Blut schoß.

Unwillkürlich ließ der Reporter los. Sofort versuchte sein Gegner, sich unter ihm wegzuwinden. Es gelang ihm sogar, sich aufzustützen und Bill in eine unbequeme Lage zu bringen. Doch der Reporter war auf der Hut. Urplötzlich ließ er den Mann los und schlug dann zweimal hintereinander gedankenschnell mit der gekrümmten Handkante zu.

Bill hatte richtig getroffen. Der Kerl unter ihm wurde schlaff.

Pustend stieß der Reporter die Luft aus. Dann nahm er das Gewehr an sich, schwang sich wieder über die Rückenlehne und nahm neben Terry Bendix Platz. Das erbeutete Gewehr stellte er zwischen seine Knie.

»Was ist, Mister Conolly?«

»Alles in Ordnung«, erwiderte Bill. »Der Kerl hatte tatsächlich hinter Ihnen gelauert. Wahrscheinlich war ihm der Platz an der anderen Stelle zu langweilig geworden. Aber jetzt schläft er selig.«

»Sie haben ihn doch nicht umgebracht?«

»Nein, so brutal bin ich nicht. Ich habe ihm nur eine, wie sagt man so schön, Kopfnuß versetzt.«

Terry atmete erleichtert aus. Bill Conolly grinste hart. Einen Gegner hatte er erledigt und eine Waffe erbeutet. Damit sah die ganze Sache schon anders aus.

Andrax redete noch immer, doch er war schon zum Schluß gekommen und sagte nur noch einen Satz.

»Jetzt, hochverehrtes Publikum, kommt unser erster Auftritt. Eine spektakuläre Sache, die wir sogar doppelt durchführen, aber den zweiten Part wird einer von den Zuschauern übernehmen. Wer, das weiß ich selbst nicht, aber wen das Spotlight trifft, der ist dran! Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Und nun – Licht an!«

Diesmal waren es helle Scheinwerferstrahlen, die die Dunkelheit zerteilten und eine makabre Szene beleuchteten.

Ungesehen von den Zuschauern war inzwischen ein schwarz lackierter Sarg mit silbernen Griffen in die Manege geschafft worden. Der Sarg stand auf einem Podest, das mit einem roten Samttuch bedeckt war.

Andrax – noch immer trug er seine schwarze Kleidung – trat an den Sarg und hob den Deckel hoch.

Ein schwarzhaariges Mädchen entstieg mit schlangengleichen Bewegungen der Totenkiste. Das lange Haar fiel bis zum Rücken und berührte die Schlaufe des schwarzen Bikini-Oberteils. Das Mädchen stellte sich neben Andrax, lächelte stereotyp und verbeugte sich.

Das Publikum begann zu klatschen. Nur Bill und Terry blieben starr sitzen. Bill beobachtete die Szene haargenau. Er fragte sich, welch eine Schweinerei hinter dem Auftritt steckte. Die Fäuste des Reporters umklammerten den Gewehrkolben.

»Das ist Mona«, sagte Andrax. »Das Mädchen, das von einem Dämon gezeugt wurde und die Unverwundbarkeit mitbekommen hat. Aber sehen Sie selbst, Mona wird es Ihnen gleich beweisen.«

Die Schwarzhaarige lächelte wieder, verbeugte sich und stieg dann in den Sarg.

Hart klappte Andrax den Deckel zu. Er trat ein Stück zur Seite und rief:

»Die Schwerter!« Zwei Männer kamen herbeigelaufen. Auf ihren ausgebreiteten Armen trugen sie Samtkissen, auf denen jeweils fünf blitzende Schwerter lagen.

»Das sind die beiden Kerle, die mich entführt haben«, flüsterte Terry hastig. »Ich erkenne sie genau wieder.«

Bill nickte nur und verfolgte mit weit aufgerissenen Augen den Vorgang in der Manege.

Andrax nahm eines der Schwerter an sich. Ein teuflisches Lächeln umspielte seine Mundwinkel, als er mit einer prüfenden Bewegung seinen Daumen über die scharfe Klinge fahren ließ.

»Ich kann mit diesem Schwert einen Menschen zerteilen«, sagte er. »Aber Mona ist ja angeblich unverwundbar. Probieren wir es aus.«

Ehe sich die Zuschauer versahen, war Andrax blitzschnell herumgewirbelt und hatte zugestoßen.

Das Schwert durchdrang das Holz des Sarges wie Butter und trat mit der Spitze an der anderen Seite wieder hervor.

Ein unterdrückter Aufschrei aus dem Publikum – sonst nichts. Blitzend brach sich das Licht auf der Klinge.

Andrax lachte schallend, packte das zweite Schwert und jagte es ebenfalls durch den Sarg.

Das geschah auch mit den sechs anderen Schwertern. Dann hielt er nur noch zwei Klingen in der Hand.

»Sie ist immer noch unverletzt!« schrie Andrax. »Ich bin gespannt, ob sie die letzten beiden Schwerter auch noch übersteht!«

Andrax stach zu. Wieder durchdrang die Klinge das Holz des Sarges – aber…

Die Spitze war plötzlich blutverschmiert!

Ein gellender Aufschrei aus Hunderten von Kehlen jagte gegen das Dach des Zeltes. Menschen sprangen auf, brüllten, rasten.

Und Andrax stach wieder zu. Und auch die nächste Schwertspitze war blutverschmiert.

Andrax nahm jetzt das Mikrophon, das er an seinem Hemd befestigt hatte, in die Hand.

»Beruhigen Sie sich, Herrschaften!« schrie er. »Wie sagte ich noch vor einigen Minuten. Sie ist unverletzbar. Sehen wir nach!«

Andrax riß den Sargdeckel hoch. Heraus sprang – Mona. Unverletzt! Lächelnd breitete sie die Arme aus und verbeugte sich, während die beiden Helfer die Schwerter wieder aus dem Sarg holten, die Totenkiste wegbrachten und eine neue herbeischafften, die der anderen aufs Haar glich.

Aber davon bekamen die Zuschauer kaum etwas mit. Sie hatten nur Augen für Mona, die tatsächlich ohne den kleinsten Schrammen vor ihnen stand, sich immer wieder im Kreise drehte und somit ihren unverletzt gebliebenen Körper präsentierte.

Auch Terry Bendix war aufgesprungen. Sie hatte ihre Hand in Bill Conollys Arm verkrallt. Ihr Atem ging schnell und keuchend.

»Wie ist das möglich, Mister Conolly?«

»Eigentlich ein uralter Trick, genau wie die Zersägung der Jungfrau. Aber sehr wirkungsvoll in Szene gesetzt, das muß man neidlos

anerkennen.«
»Aber die Waffen sind doch echt.«
»Wahrscheinlich. Doch diese Mona wußte auch genau, wo der Mann hinstechen würde. Und die Kleine ist ein Typ, der sich zusammenrollen kann wie ein Igel. Mich interessiert der zweite Teil dieser Vorführung. Haben Sie nicht gesehen, Miß Bendix, wie der Sarg ausgetauscht worden ist?«
»Nein.«
»Ich aber bin gespannt, was jetzt folgt.«
Andrax hatte Mühe, das Publikum wieder zu beruhigen. »Diese Nummer ist ja noch nicht zu Ende«, rief er. »Ich hatte Ihnen einen zweiten Teil versprochen.«
Andrax' Worte waren geschickt gewählt. Die Zuschauer setzten sich wieder auf ihre Plätze. Er selbst gab Mona ein Zeichen, und das Mädchen lief hinaus.
Dann griff der blondhaarige Mann wieder zum Mikrophon. »Wer meldet sich freiwillig von Ihnen, Ladys and Gentlemen? Wer legt sich in diesen prachtvollen Sarg?«
Niemand meldete sich. Wieder war die atemlose erwartungsvolle Stille eingetreten Andrax ließ einige Sekunden verstreichen.
»Ist denn keiner bereit?« rief er. »Wo sind die starken Männer, die sich ihren Damen beweisen wollen?«
Die Zuschauer blieben stumm. »Nun, dann eben nicht. Dann sind wir gezwungen, so einen aus ihrer Mitte zu nehmen. Aber keine Angst, das Los wird nicht auf einen von Ihnen hier fallen. Wir haben uns den kleinen Spaß erlaubt und vorhin jemand von den Zuschauern zur Seite genommen, bevor er das Zelt betreten hatte. Wir haben ihn gefragt, ob er bereit wäre, einen kleinen Spaß mitzumachen. Er hat uns seine Zustimmung gegeben. Sogar schriftlich. Aber jetzt kommt das Aufregende, Ladys und Gentlemen, er weiß bis jetzt noch nicht, was ihn erwartet. Das war nämlich unser kleines Geheimnis. Licht an!«
Ein weiterer Scheinwerfer jagte seinen hellen Lichtspeer hinaus. Der Strahl war haargenau auf den Manegeneingang gerichtet und erfaßte wieder die beiden Männer, die noch vor wenigen Minuten den Sarg weggeschafft hatten.
Doch die zwei waren diesmal nicht allein. Sie führten einen Mann zwischen sich, der beide Hände auf den Rücken gelegt hatte, als wäre er gefesselt worden…
Der Mann war überdurchschnittlich groß, hatte blondes Haar, ein markantes Gesicht und eine Narbe auf der rechten Wange.
Dieser Mann war niemand anderer als Oberinspektor John Sinclair…

***

»Nein!« Terry Bendix unterdrückte im letzten Augenblick einen

Aufschrei und preßte die geballte Faust gegen den Mund.

Auch Bill Conolly war geschockt. »Verdammt«, krächzte er. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie Terry Bendix wankte, konnte sie aber im letzten Augenblick noch auffangen und auf den Sitz drücken.

Terry atmete schwer. Mit beiden Händen fuhr sie über das schweißnasse Gesicht. »Entschuldigen Sie, Mister Conolly, daß ich vorhin – aber ich…«

»Schon gut, Miß Bendix. Mir wäre es fast ebenso ergangen.« Bill hatte sich wieder gesetzt. Doch jetzt lag das Gewehr über seinen Knien. Hart umklammerten seine Hände den Schaft der Waffe. Das Gewehr war geladen und schußbereit, davon hatte sich Bill Conolly überzeugt.

Andrax begann wieder seine Schau abzuziehen. »Dieser Mann«, rief er und deutete auf John Sinclair, »hat sich bereit erklärt, bei unserem Experiment mitzumachen. Ich sage nur eins: Applaus für den Mutigen aus Ihrer Mitte!«

Die Ansage war der reinste Hohn. Aber davon merkte kein Zuschauer etwas. Der Beifall brandete auf und stieg wie ein Orkan gegen das Zeltdach.

Doch Bill Conolly klatschte nicht mit. Er hatte nur Augen für John Sinclair, beobachtete jede Bewegung des Geisterjägers.

Fesseln konnte der Reporter nicht entdecken. Aber wahrscheinlich hatte man John die Gelenke mit dünnen Nylonschnüren auf dem Rücken zusammengebunden. Schnüre, die reißfest, aber kaum zu sehen waren. Verletzungen konnte Bill an seinem Freund nicht feststellen, dafür sah Johns Kleidung aber ziemlich ramponiert aus. Bill konnte sich vorstellen, daß der Oberinspektor nicht gerade freiwillig mitgekommen war.

Die beiden Gorillas stießen John Sinclair vor. Sie machten es so geschickt, daß die Schläge kaum zu erkennen waren, aber Bill sah sie doch, Der Reporter preßte in ohnmächtiger Wut die Lippen zusammen.

Vor dem Sarg mußte John Sinclair stehenbleiben. Der Scheinwerferstrahl war mitgewandert und überschüttete die vier Männer mit seiner Lichtfülle.

Andrax blickte den Geisterjäger grinsend an. »Nun, mein Freund, haben Sie noch etwas zu sagen? Vielleicht ein kleines Abschiedswort, man kann ja nie wissen.«

John gab keine Antwort. Andrax klopfte ihm jovial auf die Schulter. Dann zeigte er auf die Schwerter und wandte sich danach sofort wieder an das Publikum. »Wer kann es diesem Mann verdenken, daß er nicht mehr reden will? Wahrscheinlich schnürt ihm schon die Angst die Kehle zu. Aber mir würde es auch nicht besser ergehen. Wenn man sich nur allein die Schwerter ansieht, die den Sarg bald durchbohren

werden…«

Ein paar Leute lachten. Sie hielten das makabre Spiel für einen gelungenen Scherz, für eine abgekartete Sache, nur Bill Conolly und Terry Bendix wußten, daß das, was in der Manege vor sich ging, blutiger Ernst war.

»Kann man denn gar nichts tun?« fragte Terry verzweifelt.

»Im Augenblick nichts.«

»Und er steigt tatsächlich in den Sarg?« Bill merkte, daß in Terrys Stimme nur mühsam unterdrückte Angst mitschwang.

Der Reporter nickte. »Es wird ihm wohl nichts anderes übrig bleiben.«

»Aber Sie haben ein Gewehr, Mister Conolly.« Terry umklammerte Bills Arm. »Schießen Sie doch einfach.«

»Das wäre Mord.«

»Aber wenn man doch ein Menschenleben rettet!«

»So kann man nicht argumentieren«, erwiderte der Reporter, »so verteufelt die Lage auch ist.«

Terry Bendix schluckte. »Aber die Schwerter. Sie werden ihn doch durchbohren. Sie…«

Terry sprach nicht mehr weiter, denn John Sinclair war auf das Podest geklettert. Er drehte noch einmal den Kopf. Es schien als suche er etwas. Terry hatte das Gefühl, seine Augen würden auf sie gerichtet sein und um Hilfe flehen.

Die Lippen der Frau bebten. Tränen rannen an ihren Wangen hinab. Sie riß plötzlich ihre Pistole aus der Handtasche, sprang vom Sitz hoch und wollte in die Manege rennen.

Bill Conolly bekam die Frau im letzten Augenblick zu packen. Hart riß er sie zurück. »Reißen Sie sich doch zusammen!« zischte er. »Wir müssen noch abwarten, sonst gefährden wir doch sein Leben. Steckt John erst einmal im Sarg, ist er relativ sicher, so unglaublich sich das im Moment auch anhört.«

»Entschuldigen Sie«, flüsterte Terry. »Aber mir sind einfach die Nerven durchgegangen.«

»Schon gut.« Terrys Nebenmann an der anderen Seite begann zu schimpfen. »Wenn Sie das nicht vertragen können, verschwinden Sie doch. Das ist sowieso nichts für Frauen.«

Der Kerl brummte noch etwas in seinen Bart und wurde dann aber von dem weiteren Geschehen abgelenkt John Sinclair war inzwischen in den Sarg gestiegen, mußte sich auf ein Kommando hinlegen, und dann knallte der Sargdeckel über ihm zu.

John Sinclair war gefangen. Und jetzt folgte wieder Andrax' großer Auftritt. »Ladys and Gentlemen«, rief er, »was muß dieser Mann wohl fühlen in seinem dunklen Gefängnis. Hat er Angst – vielleicht sogar Todesangst? Wir wissen es nicht, werden es auch nie erfahren, aber

einer von Ihnen wird jetzt die Schwerter nehmen und sie durch den Sarg stoßen. Ich sage nur noch: Licht aus!«

Schlagartig wurde es dunkel.

Und dann flammte ein Spotlight auf.

Nadelfein war der starke Strahl, der geisterhaft über die Menge strich und bleiche, schweißbedeckte Gesichter aus der Dunkelheit riß, schließlich langsam wurde und auf seinem Zielobjekt zur Ruhe kam.

Die Auserwählte war eine Frau. Terry Bendix!

***

Terry hatte das Gefühl, in siedendes Wasser getaucht worden zu sein. Hitzewellen stiegen in ihr hoch, ihr Kopf schien platzen zu wollen.

Sie schloß die Augen, konnte das grelle Licht nicht ertragen.

Der Mann neben ihr lachte. »Jetzt können Sie mal Ihre Nervenkraft beweisen«, sagte er höhnisch.

Terry gab keine Antwort. Hunderte von Augenpaaren waren nur auf sie gerichtet, und auch Andrax sah sie an.

»Eine Lady«, rief er. »Eine Lady hat die einmalige Chance bekommen, ihren Mut zu beweisen. Kommen Sie, meine Liebe. Genießen Sie es, der ungekrönte Mittelpunkt des heutigen Abends zu sein. Applaus für die Königin des Zirkus Luzifer!«

Wieder brandete der Beifall auf. Vereinzelte Hochrufe wurden ausgestoßen. Damit hatte niemand gerechnet. Eine Frau sollte die Schwerter durch den Sarg stoßen.

Es war eine Sensation! Terry hatte den Kopf gesenkt und zur Seite gedreht. Ihre Augen blickten Bill flehend an.

»Was soll ich denn tun, Mister Conolly?« fragte sie. Sie sprach laut, um das Applausgeräusch zu übertönen.

»Gehen Sie hinunter«, sagte der Reporter. »Und nehmen Sie Ihre Handtasche mit. Sie haben ja noch Ihre Pistole.«

»Und was soll ich damit machen? Ich habe noch nie geschossen.«

»Wenn ich Ihnen ein Zeichen gebe, halten Sie die beiden Aufpasser in Schach. Ich werde…«

»Was ist?« dröhnte Andrax' Stimme auf. »Fürchten Sie sich etwa? Wenn Sie nicht wollen, mache ich es allein.«

»Nur das nicht!« zischte Bill der Frau zu. »Gehen Sie schon, Miß Bendix.«

Terry nickte schwerfällig und schob sich an dem Reporter vorbei. Sie hatte das Gefühl, zu ihrer eigenen Hinrichtung zu gehen. An ihren Beinen schienen Bleigewichte zu hängen. Der Strahl des Spotlights folgte ihr, wurde aber verschluckt von dem gleißenden Lichtstrahl, der wieder über der kreisrunden Manege lag.

Terry schob sich aus der Logenreihe, umrundete die Bande und stand dann in der Manege.

Die Frau verhielt den Schritt. Ihre Lippen hatte sie zusammengepreßt, kalkweiß war das Gesicht.

Andrax winkte. »Kommen Sie näher, meine Liebe. Kommen Sie näher.«

Wieder setzte sich Terry in Bewegung. Zögernd, unschlüssig.

Andrax ging ihr entgegen, umfaßte ihre Schulter.

Terry zuckte vor dem Griff zurück. Sie ekelte sich plötzlich vor diesem Mann.

»Aber warum denn so scheu?« rief Andrax. »Wir tun Ihnen doch nichts. Ganz im Gegenteil. Und die Tasche brauchen Sie auch nicht mehr.«

Ehe Terry sich versah, hatte Andrax ihr die Tasche aus der Hand gerissen und sie einem der Leibwächter zugeworfen. Nur Terry konnte das triumphierende Leuchten in Andrax' Augen sehen.

Neben den Schwertern blieb sie stehen. Terry mußte sich gewaltsam zusammenreißen, sonst wäre sie umgekippt. Der Sarg und das Podest schwankten vor ihren Augen.

»Darf ich denn Ihren werten Namen erfahren?« fragte Andrax mit honigsüßer Stimme.

Terry konnte nicht sprechen, doch Andrax nutzte die Situation geschickt aus.

»Meine Damen und Herren«, sagte er. »Der Lady hat es die Sprache verschlagen. Allerdings habe ich gerade noch den Namen Terry Bendix verstehen können. Und nun, Miß Bendix, kommt Ihr großer Auftritt. Nehmen Sie das erste Schwert!«

Eine atemlose Stille legte sich über das weite Rund. Die Spannung, die die Zuschauer gepackt hielt, war greifbar.

Terry Bendix stöhnte unterdrückt auf. Ihre Knie zitterten. Sie wußte, daß sie nicht die Kraft haben würde, das Schwert aufzuheben.

»Ich – ich…«, sagte sie.

»Ich helfe Ihnen beim erstenmal«, sagte Andrax fürsorglich. Ein teuflisches Lächeln wanderte über sein Gesicht, als er sich bückte und das Schwert in die Hand nahm. »Wo Sie hinstechen, bleibt Ihnen überlassen, Miß Bendix – nur machen Sie es bald, der Sarg hat keine Luftlöcher.«

Da spielten Terrys Nerven nicht mehr mit. Auf einmal begann sie zu schreien. »Ich – ich kann nicht! Nein! In diesem Sarg liegt ein Mensch. Begreifen Sie das doch. Ein Mensch! Und ich soll ihn töten. Ich soll zur Mörderin werden!«

Terrys Stimme versagte. Er packte das Schwert fester. Das sah Andrax schon seine Felle weg schwimmen. Licht des Scheinwerfers brach blitzende Reflexe auf der spiegelblanken Klinge.

Die Zuschauer waren von den Vorgängen in der Manege fasziniert. Atemlos und angespannt verharrten sie auf ihren Plätzen. Niemand

achtete auf den Mann in der Loge, der sich plötzlich von seinem Platz erhob und das Gewehr an die Schulter nahm.

Andrax trat noch einen Schritt vor. Jetzt hatte er die richtige Distanz, um den Stoß durchführen zu können.

Im gleichen Augenblick peitschte eine metallene Stimme auf. »Wenn die Spitze des Schwertes den Sarg auch nur berührt, sind Sie ein toter Mann, Mister!«

***

Ein qualifizierter und erfahrener Action-Regisseur hätte die Szene nicht besser einstellen können. Für Sekunden reagierten die Personen wie Marionetten, die jemand an einem langen Faden hält.

Andrax, Terry Bendix und die beiden Gorillas standen in der Manege wie festgeleimt. Sie wurden angestarrt von den ungläubigen Blicken der Zuschauer, die nicht begriffen, was in diesem Zirkus momentan vor sich ging.

Die beiden Gorillas starrten mit dümmlichen Gesichtern in die Richtung, aus der der Befehl gekommen war. Terry Bendix hatte den Mund halb geöffnet. Tellergroß waren ihre Augen geworden. Die Arme hatte sie in Brusthöhe gehoben und die Hände zu Fäusten geballt. Auf ihrem Gesicht spiegelten sich Entsetzen und Überraschung wider.

Auch Andrax schien mitten in der Bewegung erstarrt zu sein. Er hatte den rechten Arm noch zum Stoß erhoben, und seine Finger hielten den Griff des blitzenden Schwertes umklammert, aber Andrax hütete sich, auch nur eine falsche Bewegung zu machen.

Bill Conolly löste sich aus dem Schatten der Loge und ging bis an den Manegenrand. Dort blieb er stehen.

Ruhig lag das Gewehr an seiner Schulter. Der Zeigefinger der rechten Hand umklammerte den Stecher bis zum Druckpunkt. Eine winzige Bewegung des Fingers nur, und die Waffe würde Tod und Verderben spucken.

Bills nächste Befehle kamen knapp und präzise.

»Wirf das Schwert weg, Mister, und ihr da«, er meinte die beiden Gorillas, »zurück bis an die Bande.«

Die Männer blickten erst sich an und dann Andrax.

»Tut, was er sagt!« zischte der blondhaarige Satan.

Die Gorillas gehorchten. Sie hatten sowieso immer nur Befehle entgegengenommen und nie Eigeninitiative entwickelt.

Im Gegensatz zu Andrax. Er zögerte noch, wollte das Blatt wohl bis zur letzten Karte ausreizen.

»Das ist kein Spaß, Mister«, erklang wieder Bill Conollys Stimme. »Ich schieße tatsächlich. Und bisher habe ich – immer getroffen.«

Jetzt erst reagierte Andrax. Zähneknirschend ließ er das Schwert

fallen. Dann hob er beide Hände in Schulterhöhe und produzierte gleichzeitig ein verständnisloses Lächeln.

»Was versprechen Sie sich eigentlich davon, Mister?« fragte er.

»Wollen Sie die Vorstellung stören?«

»Nein! Nur einen Mord verhindern.«

»Ich bitte Sie.« Andrax fing an zu lachen. »Jetzt machen Sie sich aber lächerlich. Ich meine, wir spielen hier zwar mit magischen Tricks. Aber einen Mord…? Was meinen Sie, Ladys and Gentlemen?« Andrax wandte sich direkt an das Publikum. »Halten Sie es im Ernst für möglich, daß hier ein Mord geschehen soll, wie dieser Irre sagt. Tut mir leid, Mister, ich kann Sie nur als Irren bezeichnen. Oder als Störenfried, von dem ich mir nicht die Vorstellung schmeißen lassen werde.«

»Seien Sie ruhig!« Bill mußte gegen Andrax Lautsprecherstimme anschreien. Er wußte, wenn der Kerl es schaffte, das Publikum auf seine Seite zu bringen, sanken seine Chancen auf Null. Der blondhaarige Kerl war ein perfekter Agitator.

»Dieser Mann!« schrie Bill, »ist ein Verbrecher und hat sich mitschuldig am Mord einer jungen Frau gemacht. Die Schwester dieser Lady, die dort in der Manege steht, ist eiskalt umgebracht worden. Und Miß Bendix war Zeugin.«

»Beweisen Sie es!« brüllten einige Leute aus dem Publikum.

»Das kann er nicht!« schrie Andrax.

»Terry!« Bills Stimme klang messerscharf, »öffnen Sie den Sarg. Aber geben Sie acht, daß Sie nicht in die Schußlinie laufen. Denn der Mann, der dort in der Totenkiste liegt, ist niemand anderes als Oberinspektor Sinclair, der den Verbrechern schon auf den Fersen war und der jetzt auf eine teuflische Art und Weise umgebracht werden sollte.«

Andrax sah seine Felle langsam wegschwimmen. Er wollte zur Seite springen, doch Bills scharfer Ruf stoppte ihn.

Terry stieg auf das Podest. Mit zitternden Fingern machte sie sich an den Schlössern zu schaffen. Sie sprangen auf. Gleichzeitig stemmte sich John Sinclair von innen her gegen den Deckel, der nach oben schwang.

Und dann tauchte der Geisterjäger auf. Er hatte mit den Schulterblättern den Deckel hochhieven müssen, da seine Hände noch immer gefesselt waren.

John war blaß wie ein Leichentuch und ziemlich wacklig auf den Beinen. Lange hätte er es in dem Sarg nicht mehr ausgehalten.

Er sprang vom Podest, während Terry eines der Schwerter aufhob und Johns Fesseln durchtrennte.

»In meiner Handtasche ist eine Pistole«, flüsterte sie. John lief auf die Tasche zu und nahm die Waffe heraus. Es war ein zweiläufiger Derringer, den manche für ein besseres Spielzeug hielten, dessen

Kugeln aber auf kurze Distanz durchaus tödlich sein konnten.
John stellte sich so auf, daß er alle im Blickfeld hatte. Der Derringer verschwand fast in seiner Hand.
»Ladys and Gentlemen«, begann Oberinspektor Sinclair. »Was eben gesagt wurde, stimmt. Es tut mir leid, daß die Vorstellung für Sie nun beendet sein wird, aber der Mann – sein Name ist Andrax –, der angeblich seine Tricks vorführen wollte, hatte nichts anderes als eiskalten Mord im Sinn. Er ist ein Mensch wie Sie und ich, aber er hat einen Pakt mit einem Dämon geschlossen, und hätten Sie heute abend eine normale Vorstellung erlebt, wäre es zu einer Massenhypnose gekommen, und Sie alle wären zu Dienern eines grausamen Teufels geworden. Ich weiß, das alles klingt unverständlich und unglaublich vor allen Dingen, aber ich muß Sie dringend bitten, mir zu glauben, und weiterhin möchte ich, daß Sie auf jeden Fall die Arena verlassen. Sie können dies auch als eine Art dienstlichen Befehl auffassen, denn ich bin tatsächlich Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard und in diesem Zirkus gefangen gehalten worden.«
John hatte kaum geendet, da redete alles wild durcheinander. Die Menschen sprangen diskutierend von ihren Sitzen, aber niemand lief zu einem der Ausgänge.
Ein Tumult bahnte sich an. Einige angeblich mutige Männer sprangen in die Manege.
»Zurück!« brüllte John, aber da war es schon zu spät.
Pfeilschnell war Andrax zu Boden gehechtet, hatte sich ein paarmal um die eigene Achse gedreht und sich zwei Schwerter gepackt. Von der anderen Seite her stürmten die beiden Gorillas auf Bill Conolly zu. Terry Bendix lief schreiend weg, sprang über die Bande der Manege und war dann zwischen den Zuschauern verschwunden. Die Männer, die in die Manege gestürmt waren, hatten sie fluchtartig wieder verlassen.
Aber das alles sah John nicht. Er hatte nur Augen für Andrax, der mit gefletschten Zähnen auf ihn zugestürmt kam.
John zielte auf die Beine des Mannes, drückte ab…
Nichts tat sich. Die Waffe war nicht geladen. Mit einem Fluch schleuderte John den Derringer auf Andrax zu, der teuflisch auflachte und durch eine schnelle Bewegung auswich. Dadurch hatte John Zehntelsekunden gewonnen. Er hechtete zur Seite und packte sich ebenfalls ein Schwert.
John war noch nicht wieder auf den Beinen, da hatte Andrax ihn schon erreicht. Beide Schwerter rasten auf John Sinclair zu.
Der Geisterjäger riß seine Klinge hoch. Es war eine Reflexbewegung, die ihm aber in diesen Augenblicken das Leben rettete.
Die drei Klingen klirrten gegeneinander.
Fluchend sprang Andrax einen Schritt zurück. Ehe er aber erneut

angreifen konnte, hatte John eine Handvoll Sand gepackt und schleuderte ihn Andrax entgegen.

Andrax hatte auf alles geachtet, nur nicht auf seine Deckung. Er bekam den Sand mitten ins Gesicht – und damit auch in die Augen, Johns Gegner heulte auf. Er ließ ein Schwert fallen. Seine Hand fuhr zum Gesicht hoch, rieb die Augen. Tränen schossen hervor, spülten etwas Sand weg. Aber Andrax war noch stark gehandicapt, er sah John nur durch einen Schleier.

Es wäre leicht für den Geisterjäger gewesen, den Kerl zu besiegen. Aber in diesem Moment gellte Bills Stimme auf. »John!«

Der Geisterjäger wirbelte herum. Bill Conolly hatte sich gegen die beiden Gorillas tapfer halten können, aber dann war es einem gelungen, dem Reporter das Gewehr zu entwinden, während der andere Bill von hinten gepackt hielt.

Der Kerl mit dem Gewehr legte auf den Reporter an.

John war zu weit weg, um selbst eingreifen zu können. Aber er hatte noch das Schwert.

Sinclair holte mit dem rechten Arm aus.

Wie eine Lanze flirrte das Schwert durch die Luft, bohrte sich in die rechte Schulter des Gorillas.

Der Mann wurde von der ungeheuren Wucht nach vorn gestoßen, kam sogar zum Schuß, doch die Kugel fauchte in den Sandboden. Der Mann selbst brach blutend zusammen.

Bill nutzte seine Chance, trat nach hinten aus, traf das Schienbein des Kerls und spürte, wie sich der Griff lockerte. Mit einer schnellen Bewegung drehte er sich daraus hervor. Und dann flogen seine Fäuste gegen das Gesicht des Gorillas. Bill hatte all seine Wut hinter die Schläge gelegt. Der Kerl wurde zurückgeschleudert, flog über die Bande und krachte in die Sitzreihen, die von den Besuchern panikartig verlassen worden waren.

Aber auch John Sinclair hatte keine Sekunde Ruhepause gehabt. Denn Andrax war wie ein angeschlagener Büffel und hatte noch ein Schwert.

Die Klinge wischte durch die Luft. Gefährlich nah zischte sie an Johns Gesicht vorbei, und dem Oberinspektor gelang es immer nur durch blitzschnelles Ausweichen, dem tödlichen Hieb zu entgehen.

John lockte Andrax durch die Manege, auf den Ausgang zu. Er hatte nicht vor, diesen Mann zu töten, sondern wollte ihn einem irdischen Gericht übergeben.

Andrax geriet immer mehr in Wut. Dazu kam noch, daß er seinen Gegner nie traf.

John war wie ein Schatten. Andrax' Gesicht glänzte schweißfeucht. Die schwarze Kleidung klebte an seinem Körper. Die Augen waren rot unterlaufen und tränten immer noch.

»Bleib doch stehen, du Hund!« brüllte Andrax, als John durch eine Körpertäuschung den Mann wieder hatte ins Leere laufen lassen.
»Aber sicher doch«, rief der Geisterjäger, kreiselte plötzlich herum und stieß Andrax noch aus der Drehung heraus, den angewinkelten Ellbogen in die Seite.
»Aaahh!« Andrax brüllte auf und bog den Oberkörper nach hinten. Er schnappte verzweifelt nach Luft. Seine Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers herab, die Schwertspitze berührte den Boden. Andrax war vor Schmerz paralysiert.
John baute sich vor ihm auf. »Und jetzt paß mal auf, mein Junge«, sagte der Geisterjäger. »Ich bin zwar nicht so gut wie der große Ali, aber boxen habe ich auch gelernt.«
Mit diesen Worten holte John aus und schmetterte Andrax einen klassischen Uppercut gegen den Kinnwinkel.
Der blondhaarige Mann fiel um wie ein Brett. Er hatte noch nicht einmal die Augen verdreht.
Der Sand bremste Andrax' Fall ein wenig.
Bill Conolly kam grinsend angelaufen. Er hielt wieder sein Gewehr in der Hand.
»Mensch, John, war das ein Hammer!«
»Wie in alten Tagen«, grinste der Geisterjäger. Doch dann wurde sein Gesicht wieder ernst. »Paß auf, Bill. Alarmiere du die Polizei. Die Männer sollen hier eine Großrazzia durchführen.«
»Und du?« fragte Bill. »Ich kümmere mich um meinen Freund – den Mandarin. Schließlich ist er mir noch was schuldig.«
Ohne eine weitere Erklärung abzugeben, rannte John Sinclair los.
Draußen umfächerte die kühle Nachtluft sein erhitztes Gesicht. Es herrschte ein großes Durcheinander. Die meisten Zuschauer waren aus dem Zelt gestürmt und hetzten mit langen Schritten zu ihren auf den Parkplätzen abgestellten Wagen.
John mußte sich mehr als einmal den Weg zum Wohnwagen des Mandarins freiboxen.
Auf dem Gelände, wo die Wagen und Buden standen, brannten kaum Lichter. Die Mitglieder des Zirkus' liefen ziellos hin und her. John Sinclair sah die abenteuerlichsten Gestalten. Ein Muskelprotz wollte ihn aufhalten, doch der Geisterjäger bahnte sich mit zwei knallharten Schlägen einen Weg.
Er hatte sich die Richtung, die er laufen mußte, eingeprägt, und dann sah er auch schon die Umrisse des Wagens vor sich auftauchen.
Aber gleichzeitig flammten zwei Scheinwerfer auf.
Die Lichtstrahlen trafen den Geisterjäger voll. Geblendet schloß er die Augen, während sein Gehirn Gefahr signalisierte.
Schon heulte ein Motor, knirschten Reifen über Asche und Schotter, und dann jagte der Wagen haargenau auf John Sinclair zu…

Dem Oberinspektor blieb nicht einmal eine Sekunde, um sein Leben zu retten.

Der Wagen raste wie ein gefräßiges Raubtier heran, mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern, deren Lichtlanzen John Sinclair und die hinter ihm stehenden Wohnwagen mit einer gleißenden Helligkeit übergossen.

John reagierte im allerletzten Augenblick.

Er schnellte sich vom Boden ab, flog wie ein Panther durch die Luft, vernahm noch im Unterbewußtsein das überdrehte Heulen des Motors, spürte einen Windzug, als der Wagen hautnah an ihm vorbeizischte, und knallte dann gegen eine Kiste, die unter seinem Gewicht krachend zersplitterte.

John hatte eine perfekte Bruchlandung hingelegt – aber er hatte auch sein Leben gerettet.

John hatte instinktiv seinen Kopf geschützt. Ein Holzsplitter nur hatte eine fingerlange blutige Furche über seinen linken Handrücken gezogen. Sonst war aber alles okay.

So schnell es ging rappelte sich der Geisterjäger hoch, trat kleinere Bretter und Holzstücke zur Seite, vernahm die Schreie der aufgeschreckten Zirkusmitglieder und hörte im gleichen Augenblick ein mörderisches Krachen.

John zog unwillkürlich seinen Kopf in den Nacken, dann flog sein Blick herum.

Der schwere Wagen hatte es nicht ganz geschafft. Er war in eine Kurve hineingeschleudert, hatte sich gedreht und war mit dem Heck gegen eine Zugmaschine geprallt.

John rannte los. Der Wagen stand auf der Stelle. Gequält jaulte der Motor auf. Die Hinterräder drehten durch. Steine und Dreckbrocken wurden hochgeschleudert.

Einige Menschen liefen wild gestikulierend auf den Wagen zu. Die Leute waren über die rücksichtslose Fahrweise erbost. Sie ahnten allerdings nicht, daß der Mandarin hinter dem Lenkrad saß.

Aber auch John Sinclair hatte es fast geschafft. Und dann gab es ein nervenzerfetzendes kreischendes Geräusch, das dem Geisterjäger durch Mark und Bein ging.

Der Wagen – John konnte jetzt erst erkennen, daß es ein Mercedes war – löste sich langsam von der schweren Zugmaschine. Blech schrammte über Blech. Die rechte Heckleuchte des Mercedes ging splitternd zu Bruch.

Der Wagen nahm Fahrt auf, wurde hart herumgerissen, um auf den breiteren Weg einzubiegen, der am Eingang vorbei zu den Parkplätzen führte.

John Sinclair hätte sich vor Wut die Zunge abbeißen können. Er schaffte es nicht mehr. Die Distanz zu dem dunklen Fluchtfahrzeug

war noch zu groß.

Sollte ihm denn der verdammte Mandarin im letzten Augenblick noch entwischen? Höchstens zwanzig lächerliche Yard betrug der Zwischenraum, als John endgültig aufgeben mußte.

Doch da geschah es. Drei, vier Schüsse peitschten durch die Nacht. Gelbrotes Mündungsfeuer zuckte auf.

John Sinclair blieb wie angewurzelt stehen. Er riß den Kopf herum, starrte dorthin, wo die Schüsse aufgeklungen waren.

Bill Conolly stand schräg hinter ihm. Er sah aus, als befände er sich auf dem Exerzierplatz. Er hatte das Gewehr an die Schulter gelegt und zielte über Kimme und Korn.

Wieder feuerte der Reporter. Mit satten Geräuschen klatschten die Kugeln in die Reifen des Mercedes.

Sekunden später spielte der Wagen verrückt. Er begann zu bocken, fuhr Schlangenlinien, wurde nochmal zurück auf die alte Spur gerissen, doch dann drehte er sich wie ein Kreisel. Gleichzeitig schoß er auf einen Wohnwagen zu.

Es kam, wie es kommen mußte. Mit der Schnauze bohrte sich der Mercedes in die Flanke des Wohnwagens, riß das Gefährt förmlich auseinander.

Holzlatten brachen als wären sie Papierstreifen. Die Scheiben des Wohnwagens flogen aus dem Rahmen. Glassplitter ergossen sich über den Mercedes, dessen Karosserie sich zur Hälfte in den hölzernen Wagen gebohrt hatte.

John sprintete auf die Unglücksstelle zu. Er riß die hintere linke Tür des Mercedes auf, schlängelte sich in den Wagen.

Der Mandarin hockte noch hinter dem Steuer. John sah den hohen grünen Kragen, der den Kopf zur Hälfte verdeckte, ließ beide Arme vorschnellen und packte zu.

Ein gräßliches Stöhnen traf seine Ohren. John hatte soviel Kraft hinter seinen Griff gelegt, daß der Mandarin über den Sitz gerissen wurde.

Aus einer Handbreit Entfernung starrten sich die beiden Gegner an. Mit einem Ruck fetzte John dem Mandarin die rote Gesichtsmaske ab und prallte im gleichen Augenblick entsetzt zurück.

Der Mandarin besaß nur noch die Hälfte eines normalen Gesichts. Der obere Teil war bis auf die Augenhöhlen eine weiße glatte Fläche. John war sekundenlang so geschockt, daß es dem Mandarin gelingen konnte, ihm seine Hände um die Kehle zu legen.

Der Geisterjäger würgte, riß sein Knie hoch, traf auf Widerstand.

Der Griff lockerte sich ein wenig. John wandte einen Karategriff an, kam frei und schmetterte dem Mandarin die flache Hand gegen das Gesicht.

Der Dämon wurde zurückgestoßen, prallte gegen die andere Tür, riß

aber seine Beine an, ließ sie in der gleichen Sekunde wieder vorschnellen und donnerte John die Füße gegen die Brust.

Der Oberinspektor hatte das Gefühl, von einem Bullen getreten worden zu sein. Er flog nach hinten und stieß mit dem Kopf gegen den Haltegriff.

Sterne platzten vor seinen Augen auf. Er hörte das triumphierende Lachen des Mandarins und eine gellende Stimme, die »Feuer« schrie.

»Der Wagen brennt!« brüllte ein anderer, aber da sah John selbst schon die Flammen.

Sie züngelten über die Motorhaube, Mercedes explodieren.

Es waren höllische Sekunden. John versuchte sich verzweifelt hochzurappeln. Dann war plötzlich jemand an der Tür.

Jeden Augenblick konnte der war noch immer geschwächt. Starke Hände packten John unter den Achselhöhlen, schleiften ihn aus dem brennenden Wagen.

John sah Bill Conollys Gesicht und wurde über den Boden gerissen. Der Reporter hatte kaum die Deckung des nächsten Wohnwagens erreicht, da flog der Mercedes in die Luft.

Ein weißroter Feuerball leuchtete plötzlich zwischen dem Wohnwagen. Blechteile flogen wie Geschosse durch die Luft. Ein Stück einer Autotür bohrte sich dicht neben Bills Kopf in die Wand des Wohnwagens, Und dann waren nur noch die Flammen da, die den Mercedes mit ihren feurigen Zungen verschlangen.

Bill und John lagen nebeneinander auf dem Boden.

»Alles okay?« fragte der Reporter.

John grinste mit dreckverschmiertem Gesicht. »Alles okay.«

***

Eine Stunde später

Scheinwerfer erhellten den Platz hinter dem Zirkuszelt. Es wimmelte von Uniformierten. Die Trümmer des Mercedes schwelten noch immer. Die Mitglieder des Zirkus waren bereits in vergitterte Wagen verfrachtet worden. Lui Latero und Andrax hatte man zum Yard gebracht. John Sinclair dachte mit Schrecken an den Papierkrieg, den dieser Fall noch nachziehen würde.

Terry Bendix hatte das Abenteuer gut überstanden. Sie hielt sich in John und Bills Nähe auf.

John hatte noch ein paar Worte mit Latero gesprochen, und dieser hatte verraten, daß die tote Cora Bendix in die Themse versenkt worden war. Die River-Police suchte bereits nach der Leiche.

Von dem Mandarin hatten sie keine Spur mehr gefunden. Wahrscheinlich war er verbrannt.

Wahrscheinlich… John glaubte nicht so recht daran. Er hatte schon die tollsten Dinge erlebt, außerdem hatte er den Tod des Mandarins

nicht mit eigenen Augen gesehen.

Doch Bill Conolly war davon überzeugt, daß der Mandarin nicht mehr lebte.

»Keine Angst, John«, sagte er, »der Knabe wird dir schon keinen Ärger mehr bereiten.«

Der Geisterjäger hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Denk nur mal an Doktor Tod.«

»Der war ja auch nun einmalig«, erwiderte Bill.

»Warum diskutieren Sie denn noch über den Fall?« fragte Terry Bendix lachend und hängte sich bei John Sinclair ein. »Der Geisterjäger hat mal wieder gewonnen«, sagte sie, »das ist doch die Hauptsache, oder nicht?«

»Doch, doch«, meinte John Sinclair. »Aber nicht ich habe diesen Fall gelöst. Gratulieren müssen Sie schon Bill Conolly. Wäre er nicht gewesen – na ja, reden wir nicht darüber.«

Terry wandte den Kopf, stellte sich dann auf die Zehenspitzen und drückte dem überraschten Bill einen Kuß auf die Wange.

Der Reporter strahlte. »Da siehst du es wieder«, meinte er grinsend zu John Sinclair.

John kniff ihm ein Auge zu. »Laß das nur nicht Sheila sehen. Schließlich bist du ja seit einiger Zeit ein glücklicher Ehemann.«

Bill lachte. »Im Gegensatz zu dir, mein Lieber. Wird Zeit, daß du unter die Haube kommst. Also ich wüßte schon jemand, der…«

»Um Himmels willen, nicht schon wieder verkuppeln«, rief John, machte auf dem Absatz kehrt und lief mit raschen Schritten auf den Brandmeister der Feuerwehr zu.

Terry und Bill sahen dem Geisterjäger nach. Um die Lippen der Frau spielte ein etwas verlorenes Lächeln, als sie sagte: »Ich wüßte auch jemand, der diesen Mann gern heiraten würde.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Bill, räusperte sich und sagte dann: »Kommen Sie, Terry, ich fahre Sie nach Hause. Ein John Sinclair ist mit seinem Beruf verheiratet, und daran können auch Sie nichts ändern.«

ENDE